70 Als „Zivilgefangener" in Orenburg straf dieser Station bekam ich für schweres Geld Zeinen Wagen nach Orenburg. Anfangs fürchtete ich, der Kutscher könnte mich verraten, während er fürchtete, ich könnte ihn nicht bezahlen. Als ich ihnr unterwegs zehn Rubel Anzahlung gab, wurden wir Duzfreunde. So weit war ich schon lange, daß ich mich auf ver Flucht mit jedem Schweinehund duzte, wenn ich ihn brauchte. Mit der Soldatenmütze dieses Duzfreundes auf dem Kopf kam ich unbeachtet und ungefragt um vier Uhr morgens nach Orenburg zurück über die Sakmarabrücke, die, obwohl der einzige Zugang zur Stadt, von den kopflosen Russen nicht gesperrt war. Ich ging gleich zum Eisenbahnbeamten T., eine meiner vorbereiteten Adressen. Als ich hinkam, schlief alles noch. Wegen der Hitze draußen auf dem Korridor, Knaben, Mädchen, Vater, Mutter, Matratzen, Kissen, alles durcheinander. Niemand zu erwecken. Ich fand eine Zimmertür, da drin schienen er-- Wachsens Töchter oder Mägde zu schlafen. End—

lief; fand ich einen Raum, setzte mich in einen Polsterstuhl, wartete und fing Wanzen. Nun, Gospodin T. nahm mich als „Zivilgefan genen Weiß" gern auf. Doch blieb ich da nur einige Tage, wechselte noch zweimal das Quartier. Ich mußte sehr vorsichtig sein, denn in Oren- bürg spazierten die Offiziere und Soldaten vom Tauschhoslager drüben herum, die mich nur allzu gut kannten. So mußte ich tagsüber versteckt bleiben, nur vor Mitternacht ging ich eine Stunde spazieren. Später, in einem andere» Quartier, mußte ich auch tagsüber ausgehen, essen, um meinen Wirtsleuten nicht ver dächtig zu werden. Zuerst hatte ich eine leichte Ruhr auszukurieren, Folge des sumpfigen Steppenwassers, dann be gannen die Fluchtberatungen mit meinen Freun den. Ich wollte nach Moskau und dort je nach den Umständen eine von sechs vorbereiteten Routen wählen. Ich war nun schon viel klüger und heimischer, wußte, daß man sich nicht auf eine einzige Mög lichkeit verlassen darf. Die Tage vergingen mit Besorgungen, Geld sammeln, Papiere, Pässe. Ich hatte die Personalien eines entflohenen Zivilgefangenen Berthold aus 71

72 Hutor Rasböika („Räubernest") angenommen. Berthold war bereits glücklich in Stockholm, von wo er geschrieben hatte. Nun sandte man meine Photographien nach Hutor Rasböika, wo seine Flucht noch nicht entdeckt war, so daß ich von dort „legitimiert" werden konnte, wenn mich die Polizei zu fassen bekäme. Papiere und Paß wollte ich mir diesmal von Berufsfälschern besorgen. Meine Besuche in diesen Verbrecherhöhlen waren sehr lehrreich. Einmal, während wir zu dritt am Lisch beim Fenster saßen, wurde ich Zeuge des folgenden Gespräches: „Du, sieh mal, der da draußen, ja, der da drüben vorübergeht, der muß .weg'. Der hat gequatscht." ,/s ist schon gut, bis morgen abend ist er weg!" — Er war's bestimmt. Schwere Gesellschaft! Einmal, in einem Restaurant, hatte ich einen Zu sammenstoß mit betrunkenen Kosakenoffizieren. Sie erkannten mich als Deutschen,, kamen lallend

mit gezogenen Säbeln auf mich los. Ich nahm mein Glas, ging ihnen entgegen und sagte: „Gestattet, ihr .Ritter Rußlands', daß ich euer Wohl ausbringe."

73

Ritter Rußlands, das ist das Zauberwort für Kosaken. Sie schüttelten mir die Hand, tranken mit mir, und alles war wieder gut. So nahte der Tag der Abreise, der Flucht in die Heimat.

74 Verraten U rsprünglich sollte mich auf den Rat deutscher Freunde eine Deutsch-Polin Lily H. bis Moskau und möglichst noch weiter begleiten. Frauen sind ein guter Schutz auf Reisen in Rußland. Man ist in den russischen Eisenbahnwagen vielerlei Fragen und Anfragen ausgesetzt. Der Russe ist gegen den Mit reisenden meist ohne jede Zurückhaltung: gewöhnlich oder recht oft leitet sich das Reisegespräch mit den Fragen ein: Woher, wohin, bist du verheiratet, wie lebst du mit deiner Frau? Das hätte mir bei meinen mangelhaften Sprachkenntnissen verhängnisvoll wer den können. Ist aber eine Frau dabei, so hat der Russe nur für sie Augen und Ohren. Deshalb sollte Lily H. mitkommen, gegen eine Vergütung von fünfhundert Rubeln. Aber später überlegte ich es mir anders. Lily H., deutsche Untertanin, eine sehr gerissene Frau, war mir gar zu durchtrieben und verkommen. Sie war die Freundin aller Gendarmerieoffiziere in Orenburg, trieb sich überall herum, und je öfter ich sie sprach, desto unangenehmer wurde sie mir. So sagte ich ihr an dem Tage, an dem ich nachts abreisen wollte, bei einer Begegnung vormittags,

75

daß ich auf ihre Begleitung verzichte. Darüber geriet sie unerwarteterweise außer sich, wurde wild und- wütend und zog schließlich mit der Drohung ab: „Ich werde schon dafür sorgen, daß Sie nicht mehr vierundzwanzig Stunden frei bleiben." Nun, ich nahm es nicht schwer, tagsüber sollte sie mich schon nicht sehen, meine Adresse wußte sie auch nicht, und nachts glaubte ich auf und davon zu sein. Aber es kam anders. Mittags aß ich mit einem Freund im Restaurant. Als wir fort wolle», kommt ein Wolkenbruch nieder. Wir suchen eine Droschke. Die erste besetzt, die zweite auch, die dritte — verflucht, sitzt da nicht Lily tz. drin? Nun, sie scheint mich nicht gesehen zu haben. Aber rasch fort, dort ein leerer Wagen. Wir springen hin, öffnen den Schlag, im gleichen Augenblick aber von drüben — ein Offizier vom Gefangenenlager, ich pralle zurück, reiße den Freund mit und weg. Rein, der Offizier hat mich nicht erkannt. Aber ich bin so erregt, daß ich gar nicht merke: ein Polizei beamter mit weißer Mütze, von Lily H. gesandt, hat hinter uns herzugehen begonnen. Es kommt kein leerer Wagen. Ich verabschiede mich vom Freund, der die

Pässe und das Bahnbillett holen geht. Ich begebe mich zu Fuß zu einem Deutschen, um letzte Dinge zu ordnen. Ich öffne

bk Gartentür, kungle, oas Maocyen rvmmr da brüllt hinter mir der Polizeibsamte, verbietet ihr, mich einzulassen! Ich fahre herum, sehe die weiße Mütze, zwei Polizeihunde. Rasch ins Haus und über den Hof weg, irgendwo hinten hinaus. Ich schreie das Mädchen an, zu öffnen. Aber sie ist verwirrt, starrt " durch das Glas, lauft plötzlich weg. In meinem Gehirn geht alles siedeschnell. Also zurück, vorbei an dem Beamten. Er halt mich fest: „Sie sind der kriegsgefangene Offizier Klinkmüller aus dem Lauschhoflager!" „Sie sind verrückt." Er ruft nach einem Schutzmann. Der sieht an der nächsten Ecke und gafft. „Weg — oder!" Er erschrickt, ich drücke ihn bei seite, gehe die Straße hinunter. Da kommt er mir nach, beginnt zu brüllen, ruft die Passanten an: „Das ist ein geflohener deutscher Offizier." Ich drehe mich um, achselzuckend, sage beschwichtigend: „Er ist verrückt, der arme Mensch." Die schwerdenkenden Russen stehen dabei und wagen nicht zu entscheiden. Der Beamte, bleich vor Wut, kann nur zischen: „Nein, ich bin nicht verrückt." Ich rede die Knaben an, die sich ansammeln: ,/Jungens, bringt ihn ins Krankenhaus, er ist schon 76

ganz weiß im Gesicht." Drehe mich um und gehe die Straße weiter. Nein, es ist nicht viel Überlegung in dem, was ich tue. Mehr Menschen kommen, ich muß weg von der Straße. Ich klingle an einem Haus. Durch den Hof in eine andere Straße, ich bin von dem Ge danken besessen. Niemand öffnet. „Was wollen Sie hier?" „Hier wohne ich." Der Beamte ist wieder da, faßt mich am Arm. Ich schüttle ihn ab. Weiter um Ecken, weiter... Ein ganzer Zug Menschen ist schon hinter mir. Soldaten kommen, ein Kosakenwachtmeister hält mich an. Mein Gott, was soll daraus werden? Mit dem letzten Restchen Verstand entschließe ich mich, ostentativ und selbstverständlich aufdie Polizeiwache mitzugehen und dort die Rolle des Zivilgefangenen Berthold zu spielen. Heimlich vernichte ich eine gefährliche Karte in meiner Tasche.

Verzweifelte Flucht A>on Behörde zu Behörde, von Gefängnis zu -^Gefängnis, Verhör auf Verhör. Ich leugne hartnäckig, daß ich Klinkmüller bin, nein, nur nicht wieder kriegsgefangener Offizier sein, dann bin ich wieder um alle Fluchtaussichten ge bracht, ich bin der Zivilgefangene Berthold aus Hutor Rasböika. Ja, ich bin von dort ausgeriffen, war bis Archan gelsk, dort wurde ich krank, mußte umkehre», jetzt

will ich zurück, mich freiwillig wieder melden. So hoffe ich glimpflicher wegzukommen. Allmählich fängt man an mir zu glauben, schickt mich aber immer noch weiter. Unterwegs versuche ich die Beamten zu bestechen. Es mißlingt, ich habe nur hundert Rubel! Ich schaue nach Droschken aus, will allenfalls in eine hineinspringen und ausreißen. Sie merken es, nehmen mich in die Mitte, lockern die Pistolen. Ins Gefängnis. Die Treppe hinauf, in den zweiten Stock, den Korridor entlang, schon öffnet sich die Zellentür. — Da schnelle ich herum, ein Faustschlag vor die Brust des Wächters, dann in Riesensätzen die Treppe 78

78 hinab. Furchtbares Gebrüll, das durch das Haus schallt. Aus allen Türen kommen Menschen. Von oben ruft man: „Halt, halt!" Ich schreie nach vorn „halt, halt", nach oben „sitschass — sofort, sofort", rase weiter. In den Hof hinaus, an den Spritzenschuppen vorbei, Arbeiter, Männer, Frauen, alles hinter mir her. Die ersten Kugeln pfeifen, zickzack durch den großen Hof, dort die Mauer mit der Treppe — da sind schon drei vor mir oben, versperren den Weg — außer mir reiße ich den ersten fort, schlage den zweiten nieder, der dritte steht zu hoch — Hund! — Dann sind fünfundzwanzig Menschen um mich herum, Handgemenge, geschwungene Fäuste, Fuß tritte gegen meine Rippen — atemlos — bewußtlos falle ich um. Erst am nächsten Tag nachmittags wachte ich in der Zelle auf, an allen Gliedern steif und ge schwollen. Nun Verhöre. Ich bleibe Berthold. Warum ich floh? Ja, ich wollte allein nach Hutor Rasböika kommen, unr der Strafe zu entgehen. Fünf Tage schwindle ich mich erfolgreich durch. Bis das Verhängnis bei meinem Verhör auf der

Gendarmerie kommt. Die Tür geht auf, und de steht der Gendarm aus dem Gefangenenlager: „Aber das ist ja der Klinkmüller, unser Schwer verbrecher !" Aus! Es folgt ein Verhör bis spät in die Nacht. Ich gebe tausend Beschwerden ju Protokoll. Dann das Urteil : Drei Monate „l'jurmn" für die Flucht. In einem Wagen bringt man mich in das Orenburger Gou vernements-Zuchthaus, in die Raubmörderabteilung.

81 Mit Mördern und Pferdedieben Wittere Zeiten kommen. Neue Fingerabdrücke, neue -^Photographien werden angefertigt, alle Glied maßen, besonders der Kopf, nach allen Richtungen hin vermessen. Viel Ehre, man halt mich für einen so „schweren Jungen". Das Wandmaß reicht nicht aus, um meine Körperlänge festzustellen. Ich hatte es schlechter als je. Die ersten zwei Monate verweigerte man mir die fünfzig Rubel monatlich, das Gehalt für kriegsgefangene Offiziere, nur wenige Rubel hatte ich durchschmuggeln können. So konnte ich mir gar nicht helfen. Nur die Freunde draußen sorgten fich um mich. Es lief auch noch eine Anklage gegen mich wegen tätlicher Beamtenbeleidigung und Widerstands gegen

die Staatsgewalt. Das hätte mir Jahre ein bringen können, aber ich pochte auf das Recht des Arrestanten und verschaffte mir einen guten Ver teidiger, der mich davon losbrachte. Es blieb bei den drei Monaten. Ich verharrte im übrigen bei meinem System, erreichte auch nach wochenlangen, täglichen Kämpfen, daß meine Zelle von andern gereinigt wurde und ich zu Verhören und Gerichtssitzung in einer Droschke fuhr, die Bewachung aber zu Fuß nebenher ging.

82

82 Doch ich hatte nicht mehr ganz die alte Energie. Die vielen Leiden der Gefangenschaft, der Flucht, der Gefängnisse, die Krankheiten, das hatte meine Kraft gebrochen. Meine Nächte waren trostloser als je. Aber Fluchtgedanken spann ich unentwegt weiter. Ich war in grauenhafter Gesellschaft. Aber dies mal ließ ich mich mit den Mitgefangenen viel mehr ein. Es waren Pferdediebe- Fälscher, Mörder — was scherte es mich, ich wollte hören, nicht abge schlossen sein. Ich trieb rege Korrespondenz mit allen, lernte von früh bis abend Russisch. Rechts und links von meiner Zelle wohnten Mörder, vier Komplizen, die eine alte Frau erschlagen und beraubt hatten. Der rechts von mir war eine finstere, wuchtige Gestalt, ein rechter Raubmörder typ. Er hatte wegen eines früheren Mordes eine fünfzehnjährige Kettenstrafe bekommen, war aus gerissen, nach dem neuen Mord wieder ergriffen worden und brummte jetzt erst den Rest der fünfzehn Jahre ab. Dann erwartete ihn neue Strafe wegen der letzten Untat. Durch die Zellenwand hörte ich seine schwere Kette klirren. Links von mir saß einer seiner weniger belasteten Komplizen. Ein junger Mensch namens Gruschin. Der faßte eine außerordentliche Freundschaft zu mir, und mit ihm wurde ich fast intim. Er war auch

83 gar nicht unsympathisch. Man hatte ihn bei der Voruntersuchung auf russisch „befragt", d. h. man hätte ihn mit schweren Knüppeln fürchterlich ge prügelt, um ihn zum Geständnis zu bringen. Aber er hatte die Zähne zusammengebissen und hatte nichts zugegeben, obwohl man ihm das Rückgrat und mehrere Knochen zerschlagen hatte! Nun war er verkrüppelt, schief, lahm, aber trotzdem immer ftöhlich, rege und aufgeweckt. Das ist schon eine imponierende Willensleistung, sich halb totschlagen und sich doch nichts abpressen zu lassen! Gruschin war von ganz guten Eltern und hatte eine gute Schulbildung. Er unterrichtete mich „brieflich" weiter im Russischen. Er hatte viel Autorität unter den Gefangenen, und die gebrauchte er, um mich zu betreuen: sie mußten meine Zelle fegen und mir in allem an die Hand gehen. Bei den Spaziergängen sprachen wir zusammen. Er schwor mir und gab mir sein „Ehrenwort als ehrlicher Dieb", daß er kein Mörder sei. Ein Dieb, ja, aber er morde nicht. Es lag ihm viel daran, eine gute Meinung zu erwecken. Er versprach mir gleichfalls „ehren wörtlich", mir nach meiner Entlassung

aus dem Zuchthaus, am zi. Oktober 1916, zur Flucht zu verhelfen, und zwar auf dem Wege der Überführung ins Lager. Wir verabredeten alles genau, er wollte

84

die Diebesorganisation, der er angehörte, verstän digen, daß sie Wagen, Pferde und alles Erforderliche unterwegs bereithielte. Ich bin sicher, daß er sein Wort auch gehalten hätte. Es kam nur eine Kleinig keit dazwischen. Sein Prozeß war am 27. Oktober, und als Entgelt für seine Freundlichkeiten zahlte ich ihm einen Verteidiger. Nach seinen Unschulds schwüren war ich sicher, daß er freikäme — er wurde aber verurteilt und fortgebracht. Nachher hörte ich, daß er „schon sieben Menschenkinderchen ins Himmel reich befördert" habe — der gute Gruschin, wie ich ihn bei mir nannte...!

85 RevoluLionsjrimwung r^ds; hörte im Zuchthaus, daß drüben auf der ^Steppe unter den Kirgisen ein Aufstand aus- gebrochen sei. Die nomadischen Kirgisen, Garten, Baschkiren waren bis dahin militärftei gewesen. Während des Krieges wollte man sie plötzlich als Arbeitssoldaten stellungspfiichtig machen. Darüber waren sie nun in einen Aufruhr geraten, den ich überschätzte. Ich hörte, daß die muselmanischen Kirgisen und Garten sehr deutschfreundlich seien. Darauf baute ich einen Fluchtplan. Ich wollte aus brechen, zu ihnen flüchten, sie ein bißchen organisieren, einen Kleinkrieg gegen die Eisenbahnen und Kunst bauten und eine Befreiung des Orenburger Gefan genenlagers versuchen. Das war vielleicht ein bißchen naiv, weil die Kirgisen ziemlich primitiv, stumpf und gleichgültig sind — die Garten sind viel intelligenter und politisch bewußter — aber es gab meinen leeren Zellentagen doch einen Inhalt. Das erste, was ich tat: ich bewog einen Mit gefangenen kirgisischen Pferdedieb, sich tagsüber in meine Zelle einsperren zu lassen. Mit ihm lernte ich Kirgisisch, eine sehr leichte Sprache, und nahm durch ihn neue Verbindungen mit der Außenwelt

86 auf. In Verfolgung dieser Pläne erkannte ich zwar bald ihre Unmöglichkeit, aber durch die Gespräche mit den Gefangenen, besonders mit Juden, die damals zahlreich grundlos eingesperrt wurden, durch die Ge spräche über das, was ich die Kirgisen-„Revolution" nannte, erfuhr ich das folgende über die sonderbare, erregte Stimmung, die in Rußland selbst damals schon um sich zu greifen begann. Die revolutionäre Strömung in Rußland ist ja alt. Der Krieg hatte sie nur eine Zeitlang unter Begeisterung erstickt. Wahrscheinlich wählte die Regierung auch deshalb den Krieg, weil die inneren Verhältnisse gefährlich geworden waren. Aber der Krieg verlief zu unglücklich. Die Begeisterung auf dem Lande verflog schnell. Der Krieg hatte nichts gebracht als Prahlereien, die nicht vorhielten, und Niederlagen. Das

Volk wurde der erfundenen „Heldengeschichten" endlich müde. Sie waren auch zu albern. An eine, die viel Aufsehen machte, er innere ich mich selber. Ein Kosak, namens Krütsch- koff, sollte ganz allein eine deutsche Schwadron auf gerieben und zwölf Gefangene eingebracht haben. Tatsächlich kam er allein mit ihnen in eine Etappen- siation. Seine „Tat" wurde spaltenlang in allen Zeitungen gefeiert, in scheußlich schönen bunten Plakaten in ganz Rußland bekanntgemacht. Später

87 stellte sich heraus, daß er überhaupt keine Gefangenen „gemacht" hatte. Er gehörte nur zu der Begleit eskorte der zwölf. Nachts, als die Gefangenen in einem Haus schliefen, brachte er seine schlafenden Kameraden alle mit dem Messer um, nur um allein mit seiner Heldenlüge Orden und Belohnung zu ernten! So unwahrscheinlich, ja unmöglich die Angaben dieses mörderischen Tiers waren, sie wurden doch in ganz Rußland verbreitet, nur um „Stim mung" zu machen! Das konnte nicht halten. Je schlechter der Krieg ging, je kritischer das Volk wurde, desto mehr verfiel die Negierung wieder in ihre alten Fehler. Die Unterdrückung jeder anderen politischen Meinung ging ins Maßlose, die Ver haftungen nahmen überhand, die Strafen wurden drakonisch. Die wirtschaftliche und organisatorische Unfähigkeit der Behörden wurde an der Front und im Lande immer offenbarer. Die Transportkrise be gann schon damals durch den Waggonschwindel der Eisenbahner ärgste Formen anzunehmen. Das führte dazu, daß man in . einer Stadt Getreide oder Kohle entbehren mußte, und hundert Werst weiter weg lag all das unbenutzbar aufgestapelt. Das nutzte die Spekulation. Das Leben wurde unerträglich. Dazu immer neue Niederlagen, neue Lügen. Die Regie rung log und strafte. Überall wurden riefige Häuser

88

83 gebaut — das würden die vom Volke ersehnten „Schulen", hieß es —, aber es wurden Gefängnisse, weil die alten schon überfüllt waren. Dafür nun hatte man Geld! Der Zorn des Volkes wuchs. Vergeblich wollte man ihn noch einmal auf die Juden abwälzen, die scharenweise eingekerkert wur de». (Mit mir saßen viele schon jahrelang, die noch nicht einmal wußten, wessen sie eigentlich angeklagt seien!) Die Agitation der Revolutionäre war schon da mals, Ende 1916, sehr rege. Auch die Bauern waren nun unzufrieden. Sie konnten ihr Getreide auf den verstopften Bahnen nicht los werden und litten bittere Armut. Auch fehlte alles für den landwirtschaft lichen Betrieb, Maschinen, Sensen, Eisen, Leinen, am meisten aber Hände. Dazu die vielen Todes opfer, die Steuern und die Teuerung. Immer neue Steuern, die immer unerbittlicher eingetrieben wurden, und Wucher, schamlosester Wucher. Auch die Bauern, die bis dahin Väterchen Zar traditionell geehrt hatten, schimpften ihn nun einen Schwächling und Schlimmeres. Damals schon also war die allgemeine Erbitterung gegen die Beamten, gegen die Gendarmen, gegen das

ganze Regime aufs äußerste entfesselt. Damals schon sprach man fortgesetzt von der Notwendigkeit

89

des Friedens, von der Zarin und von Rasputm die angeblich für den Frieden wären, und über di Regierung hörte man nur ein Urteil, als Antwor auf die vielen patriotischen Aufrufe, die verbreite wurden: Ach, wurstelt nur allein fort, bis ihr selbj seht, daß ihr nichts könnt. Dann werden wir komme« und mit euch abrechnen. Manches davon hatte ich auf meinen Fluchtreiser durch Rußland schon selbst gehört und beobachtet Manches wurde mir jetzt durch die Erzählungen dei Gefangenen erklärlich. Die Revolution, als sie dam wirklich kam, hat mich nicht mehr allzusehr überrascht Man sprach schon 1916 davon, daß sie nicht erst wie allgemein erwartet, nach dem Kriege, sonder« noch im Winter auf 1917 ausbrechen würde.

90

Eine Erscheinung aus der Heimat /^ines noch will ich aus diesen drei bösen Zuchthaus- v^monaten erzählen. Ich kam eines Tages von dem Fehn-Minuten-Spaziergang in meine Zelle — und prallte zurück. Da saß eine wirkliche, wahrhaftige Dame auf meiner Pritsche. Wie ich zurückweiche, steht sie langsam auf, eine hohe, imponierende Erschei nung, und dann sagt sie auf deutsch: „Ich habe Ihnen Grüße von Ihrer Mutter zu bringen." Heiß und kalt, rot und blaß, ich zitterte an allen Gliedern. Das erste, was mir einfiel, war, an mir herunterzusehen. Herrgott, wie sah ich aus, er bärmlich verhungert, unbeschreiblich schmutzig, bärtig, verkommen, das Elend von Monaten Flucht, Mo naten Kerker, Zuchthaus, Gefängnis, Lager, Karzer, die mit Mördern und Pferdedieben gemeinsam ge atmete stinkende Luft an mir festgeklebt. Meine erste Eingebung war, mich schnellstens in den Boden zu verkriechen vor dieser unnahbaren, vom Lebens- sthmutz unberührten Dame. Dann — Freude, un sinnige Freude, die mich fast weinen machte. Es war Schwester Erika von P. von einer deutschen Noten-Kreuz-Kommission, die unter schwe- oo

91 bischer und russischer Führung die russischen Lager besichtigte, während gleichzeitig eine russische Damen- Kommission Deutschland bereiste. Fräulein von P. hatte von den durch meine Angehörigen ver ständigten Behörden meinen Namen, Adresse und Auskünfte über mein Schicksal erhalten, und so hatte 'sie sich unbeirrbar bis in mein Gefängnis durch gefragt, wo man mich ihr hatte verbergen wollen. Die begleitenden Russen, darunter ein Fürst, ver suchten sie noch vor mir zu belügen, aber sie hörte nur auf mich, und so konnte ich einmal stundenlang mein

Herz ausschütten. Den Widersprüchen der Russen, die sogar behaupten wollten, daß ich erst zwei Wochen und nicht zwei Monate im Karzer säße, begegnete sie mit einer unbeschreiblichen Ge lassenheit, Hoheit und Würde, die den Russen schließlich den Mund schloß. Aber vor allem, sie brachte Grüße von der Mutter. Man kann niemandem, der es nicht durchgemacht, begreiflich machen, welche Aufmunterung, moralische Kräftigung ein solcher Besuch ans der Heimat bringt. Denn das fürchterliche Verlassenheitsgefühl des Gefangenen in feindlicher, gehässiger, brutaler Fremde ist eines seiner schlimmsten Leiden. Freilich, solche Besuche können nicht beliebig oft veranstaltet werden, sie sind abhängig von zweiseitigen Verein

92

barungen. Aber: ich möchte bei dieser Gelegenheit doch sagen, Vas dem Gefangenen am meisten nottut. Vor allem Geld. Geld ist das einzige Mittel, seinen elenden und rechtlosen Zustand auf regulärem oder irregulärem Wege zu verbessern. Ich weiß nicht, ob da so viel geschieht, wie geschehen müßte. Die meisten Gefangenen der Mannschaft sind ganz arm, ihre Angehörigen können fast nichts für sie tun. Desto mehr müßte sich die Allgemeinheit anstrengen. Die Kommissionen, die uns besuchten, konnten so drei bis zwölf Rubel auf den Kopf zur Verteilung bringen. Drei Rubel einmal in einem halben Jahr, wer darauf angewiesen ist, dem ist damit gar nicht geholfen. Solange also noch Gefangene draußen sind, sammelt und sendet Geld. Und dann: Schreibt ihnen, schreibt, so oft ihr nur könnt. Moralisch lebt der Gefangene fast nur von den Nachrichten von zu Hause! Die Gefangenschaft ist ein ewig hungriges Scheindasein, zu Hause ist die einzige Welt, in der er wirklich wurzelt, und nach der er sich schmerzlicher sehnt, als man es ausdrücken kann.

93 Ein Jahrestag stsm zi. Oktober 1916, gerade am Jahrestag ersten Flucht, wurde ich aus dem Ge fängnis entlassen und nach dem Tauschhoflager zurückgebracht. Ein Jahr Gefangenschaft lag hinter mir, schauderhafte Erinnerung. Keinen einzigen Lag davon hatte ich unter den normalen, wenigstens äußerlich ruhigen Verhältnissen eines Offiziers gefangenen zugebracht. Siebeneinhalb Monate war ich in Zuchthäusern und Kerkern gesessen, den Rest hatte ich auf nervenzerrüttender Flucht zugebracht. Trotz meiner starken Natur war ich gesundheitlich schwer geschädigt, seelisch zermürbt. Es war mir ganz danach, eine Weile ruhig und friedlich unter den Kameraden zu bleiben. Aber die Russen brachten mich gleich wieder gegen sich auf. Im Tauschhof waren zu Ehren meiner Ankunft alle Zäune erhöht, alle Drähte verstärkt worden. Man berücksichtigte mich schon wie einen gelernten Ausbrecher, und so blieb es fortab, wohin ich auch immer gebracht

wurde. Im Lager sollte ich gleich wieder in Einzelhaft gebracht werden. Durch die Fürsprache der Ka meraden erreichte ich, daß ich wenigstens tagsüber

bei ihnen bleiben durfte. Nachts wurde ich aber in den Karzerraum eingeschlossen, mit Posten vor Türen und Fenstern, drei-- bis viermal mit Blendlaternen des Nachts abgeleuchtet und aus dem Schlaf gescheucht. MeinePhotographienwurdenanalleAußenposten ver teilt, damit sie sich mein Gesicht einprägten. Denn der Zuchthausdirektor von Orenburg hatte mich mit dem Bemerke» übermitteln lassen, er sei glücklich, diesen „Ausreißer" ohne Fluchtversuch losgeworden zu sein. Ich hörte, wie ein russischer Oberst die Posten instruierte, daß auf Klinkmüller bei einem Fluchtversuch geschossen werden solle, auch wenn er sich noch innerhalb des Lagers befinde. „Wozu erst Halt! rufen, er weiß ja, daß er nicht fliehen darf!" Nach vierzehn Tagen wurden wir infolge irgend einer „Repressalie" nachTotzkojeinernMannschafts- lager gebracht. Zweihundertfünfzig Offiziere, wurden wir dort regelrechter Mannschaftsbehandlung unter worfen, mußten scheuern, schrubben, fegen, Wäsche waschen usw. Ich hätte sonst gern noch ausgeruht, aber Wut und Ekel brachten mich wiederaufFluchtgedanken.

Kleines Flucht-Intermezzo r^otzkoje liegt in der Nähe von Samara. Es war ^ein Riesenlager von drei Kilometern Längenaus-- dehnung, elende Baracken, alles in sehr schlechtem Zustand und überbelegt.* Luft und Zustand in diesem Lager waren mir unerträglich. So plante ich nicht lange, sondern verabredete mit Fliegerleutnant E. einen Fluchtversuch, den wir auch fast augenblicklich und ohne Vorbereitungen ausführten. Wir wollten zunächst nach Samara, wo ich Adressen wußte, Verbindungen hatte, und wo wir uns ver bergen konnten, bis Papiere, Geld usw. zur Weiter- reise beschafft wären. Wir gelangten unbemertt aus unserer Baracke, am 2. Dezember abends, und legten in einem Versteck Zivil an. Wir mußten durch das ganze Lager, schlenderten aber unangehalten, harmlos Zigaretten rauchend, an allen Posten vorbei. Es waren dreißig Grad Kälte, bissiger Ostwind, tiefer Schnee! * Oie Verhältnisse in Totzkoje haben sich dank des ener gischen Eingreifens unserer Regierung wesentlich gebessert.

96 Draußen verbargen wir in einem Gestrüpp die Uniformstücke, die wir noch bei uns hatten, und liefen querfeldein durch den Schnee zur Station. Im Wartesaal

zweiter Klasse saßen viele Offiziere, so gingen wir gleich in den nächsten Raum, ohne zu achten, daß das der Damensalon war. Sogleich kam ein russischer Offizier und holte uns zurück, wir entschuldigten uns. Aber nun waren wir schon auffällig geworden, und ich hatte das Gefühl, daß diese kopflose Flucht mißlingen werde. Sie beob achteten uns, E. wurde angesprochen, und seine Aussprache des Russischen war verräterisch. Ich mengte mich ein, sagte, wir seien Ärzte, und zog ihn dann zum Teebüfett und zum Fahr kartenschalter. Aber der Schalterbeamte war schon verständigt worden, als ich ihm meine adlergestem pelten „propusk" vorwies, sagte er, er müsse tele phonisch im Lager anfragen, und verschwand. Nun ging^s schief. Ich nahm E. unter den Arm und bummelte mit ihm zum Ausgang. Dort standen Schlitten, aber nur ein Kutscher war da, ein Soldat. Wir wollen nach dem Städtchen Totzkoje gefahren sein, er ging aber erst seinen Offizier fragen. Kaum war er weg, begannen wir davonzulaufen. Aber

kaum Sekunden später kamen schon Verfolger aus dem Bahnhof. Verbergen war unmöglich, wir waren weithin sichtbar auf dem mondbeglänzten leeren Schneefeld. Schlitten und Läufer schnitten uns den Weg ab, so brachte man uns zurück. „Warum laufen Sie weg?" „Weil man uns keine Billette gibt, so wollten wir erst morgen fahren und inzwischen ins Lager zurück." Achselzucken, man hielt uns fest, dann kam die Lagerwache und holte uns zurück. Die Folgen waren für mich zwanzig Dunkelzellen bei Wasser und Brot, in ganz ungeheiztem, ver wanztem Raum. Streitigkeiten, Proteste, bis ich in eine Helle Zelle gebracht wurde, mit einem durchgeschmuggelten Hundert-Rubel-Schein half ich mir dann auch bei der Nahrung nach. Am 2z. Dezember war die Repressalie beendet, und wir wurden ins Tauschhoflager von Orenburg zurückgebracht. Dort veranstaltete man unter uns Offizieren eine Probeabstimmung, wer sein Ehren wort geben würde, nicht zu fliehen. Um den ewigen Kontrollen und Drangsalierungen zu entgehen, mit denen ich bedacht wurde, stellte ich mich zur Gruppe

der Ehrenwort-Bereitwilligen und täuschte dadurch die Russen. „Er hat genug, er will nicht mehr aus reißen!" Nun hatte ich es tatsächlich eine Zeitlang etwas besser und leichter. Mein Entschluß, durch zukommen, war natürlich vollkommen unerschüttert. Nur fühlte ich, daß ich planmäßiger vorgehen mußte, um endlich Erfolg zu haben, und daß ich vor allem erst einmal durch Ruhe und Erholung körperlich und seelisch wieder hochkommen mußte. Denn damals war ich vollkommen fertig.

99 Durch Sibirien und China Asnfang Januar 1917 wurden aus dem Oren, <^burger Lager zehn deutsche Offiziere, darunter ich, mit dreizehn Mann Bewachung durch Rußland, Sibirien und China nach Chabarowsk, das etwa sechshundert Werst nordöstlich von Wladiwostok im östlichen Teil Asiatisch-Rußlands liegt, abbefördert. Die Reise dauerte fünfunddreißig Tage, natürlich wieder Viehwagen, vielfach bei mehr als dreißig Grad Kälte. Die Behandlung unterwegs durch die russischen Bahnhofskommandanten und unsere Wacht- Mannschaften die denkbar schlechteste. Der eiserne Ofen wurde nach russischer Art Tag und Nacht rot glühend gehalten; in seine Nähe hängten die russi schen Soldaten allabendlich ihre Fußbekleidung zum- Trocknen. Nur nachts, wenn die Posten zum großen Teil schliefen, konnten wir unbemerkt ein wenig das kleine Fenster öffnen. Die Soldaten selbst saßen in Pelzen und heißen Tee trinkend stets dicht an dem Glutofen. Wir erhielten nirgends Erlaubnis, in den Wartesälen zu essen, wurden überhaupt nie, außer zur Verrichtung von Bedürfnissen, aus dem Zuge gelassen. Jeder Verkehr mit dem Publikum wurde strengstens untersagt. Eine eigene Lampe,

100 die wir im Wagen brannten, wurde uns auf Befehl des russischen Bahnhofskommandanten in Bugu- ruslan weggenommen, unsere Beschwerden wurden me angehört. Außerdem hatten die Russen einen Spion, der Deutsch verstand, in unseren Wagen zu den Wachtmannschaften gesteckt. Täglich gab es Streit und Arger mit den extra scharf gemachten Begleit-- Mannschaften. Wer das Ural--Gebirge! Schöne Berge, be waldete Felsen. Aber nichts Großartiges, wie man sich es in der Phantasie vorgestellt hatte, höchstens Riesengebirgslandschaft. Der endlose Wald sieht sozusagen genau so verlaust aus wie die Menschen hier überall. Dieser ungepflegte, zerzauste, schmutzige Wald begleitet fast ohne Unterbrechung die ganze Bahnstrecke durch Sibirien, ungeheurer, unvorstell barer Waldreichtum, mit dem ohne jede Überlegung gewirtschaftet wird. Wahllos ist herausgeschlagen, was man zur Feuerung der Wohnungen, Fabriken und Lokomotiven braucht. Kohle ist hier ja eine Seltenheit. In Westrußland fährt die Eisenbahn vielfach mit Hlfeuerung, aber hier nur mit Holz. Schwaden glühender Funken fahren aus dem dicken Schlot der Lokomotiven und zünden immer wieder da und dort den Wald, daß man nachts glaubt, zwischen helleuchtenden Christbäumen zu fahren.

101 Überall riesige Brandstellen, der im Laufe der Jahre entstandene Schaden ist gar nicht mehr zu berechnen. Wen kümmert das hier? Der Reichtum der Natur ist dazu da, veraast zu werden, so lebt man in ganz Rußland. Grausig ist diese unveränderliche, ab gesengte Landschaft. Das Zugmaterial ist ebenso verwirtschaftet, es hält nicht mehr so lange aus, wie der Krieg schon gedauert hat. Täglich müssen unbrauchbar gewor dene Wagen ausgewechselt werden. Wie eine Schnecke geht es vorwärts, kaum fünfzehn bis zwanzig Kilo meter die Stunde. Der Baikal-See. Hier wird die Landschafi großartiger. Viele lange Tunnels, die Schlote

der großen Industrie- und Handelsstadt Irkutsk, dann das unabsehbare Wasser. Die Bahn fährt während Stunden an dem klaren Tiefblau entlang. Tausende von Enten und weißen Tauchern schaukeln darauf, fliegen auf, nisten in den hohen steilen Felsen. Bei Karümskaja hinter Tschita scheidet sich der Schienensirang. Die Mandschurische Bahn quer durch die Mandschurei hindurch nach Charbin und Wladiwostok, die zweite Linie nördlich an der chine sischen Grenze, also immer auf sibirischem Boden über Blagowjäschtschensk, zum Teil durch dicken Urwald ungefähr parallel dem Amur bis nach

102 Chabarowsk. Diese Linre war erst 1917 ganz fertig gestellt worden. Wir fuhren die mandschurische Strecke. Also China! Wie interessant das sein wird. Station Mandschuria. Da sind auch schon die Zöpfe, die kleinen Füße, die Schlitzaugen in gelben Gesichtern mit hervorstehenden Backenknochen. Mel mehr Sauberkeit als in Rußland! Und viel wärmer, hier ist es noch herbstlich, schöne warme Sonne liegt auf den laubbewachsenen Bergen. Mehr Strauch werk als Bäume. Aber nach den ewigen Kiefern, Fichten und Birken Rußlands wirkt dieses Bild wohltuend, goldgelber Schimmer über der ganzen Landschaft. Gelb war die Lieblingsfarbe des chine sischen Kaisers und des Volkes, überall an den Häusern, reich und bunt verziert mit nippeszarten Dächern, Säulen, Pfosten, überall tritt das Gelb hervor. Und gelb die Menschen, das ist die Landes farbe der gelben Rasse. Fleißige Leute, klug und sichtlich viel Kultur. Aufgeweckt, emsig, huschen sie hin und her, spähen nach Geschäftsgelegenheiten. Auch das wirkt nach der russischen Indolenz auf munternd. Die „Kitaitzy" (Chinesen) werden von den Russen gehaßt, das merkt man gleich. Die Soldaten spotten und prügeln schnell los. Auch chinesische Frauen sind da, in ihren engen Manns-

103 Hosen und mit den geradezu lächerlich kleinen Füßen, aber nur wenige. Die Chinesin ist eine Puppe, sitzt zu Hause und arbeitet nichts. Zuerst unterscheidet man übrigens schwer, ob Mann oder Frau, in China. Gleiche Kleidung, gleicher Gesichtsschnitt, Zopf und Bartlosigkeit der Männer scheinen uns überhaupt weiblich. Nur wenn die Frau geht, erkennt man sie schon von weitem. Ihre Füße sind so klein und ver krüppelt, daß sie wie auf Stelzen wackelt — ein zuerst komischer, dann anwidernder Anblick. Die ganze Mandschurische Bahn steht unter rus sischer Verwaltung. Eigene Eisenbahntruppen und Kosaken schützen sie gegen die Chunchusen. Das sind unverbesserliche, freie, wilde Räuber, die zwi schen der Mandschurischen Bahn und den Flüssen Amur und Ussuri, in den unwirtlichen, bewaldeten Gebirgsgegenden, verborgen sitzen. Ein ganz sicheres Versteck. Von dort aus unternehmen sie Raubzüge, selbst im strengsten Winter, überfallen und vernichten ganze Dörfer und Niederlassungen, plündern sie aus, zünden sie an und morden die Einwohner, gleichviel ob gelb oder weiß. Selbst an die Bahn wagen sie sich heran, immer wieder versuchen sie Züge zu über fallen. Sie hassen die Bahn

mit dem Haß des freien Wilden gegen die versklavende Zivilisation. Da durch wurden die Russen gezwungen, alle Stationen

und die auf der ganzen Strecke gleichmäßig ver teilten Blockhäuser für die Schutztruppen durch starke Mauern aus Felssteinen mit Maschinengewehr ren in Schießscharten zu sichern. Sämtliche Kunst- bauten, die großen Brücken und Tunnels haben solche fortifikatorischen Anlagen, ausgehobene In fanterie- und Artilleriestellungen mit acht bis jwöls Geschützen alten Modells, mehrstöckige, in die Felsen gemauerte Bastionen mit Schießscharten und Ma schinengewehren. Diese Bauten wurden erst im Herbst 1917 ganz fertiggestellt. An dem Schutzdienst nimmt übrigens auch chine sisches Militär teil, und wir bekamen in unseren Güterzug eine Kompagnie chinesisches reguläres Militär, Zopfträger, gut bekleidet und ausgerüstet, weil in den vorigen Nächten die Chunchusen an der Bahn waren. (Wir freuten uns leider vergeblich auf solch ein Zwischenspiel. Nur die Gräber der Gefallenen aus diesen blutigen Kämpfen sehen wir längs der Bahn, und die Strohpuppe neben jedem Posten, die er nachts anzündet, wenn er alarmieren muß.) Die Russen vertragen sich übrigens schlecht mit den Chinesen, sie schlagen sie und verfluchen sie als das „allerschlechteste Volk". Die Chinesen haben sich das bisher gefallen lassen, wie alle Fremdelemente in Rußland, die, von der Größe des 104'

Reiches in Furcht versetzt, vom Russen brutalisiert werden. Denn das ist der häßlichste Zug des Russen, daß er jeden Schwächeren, Wehrlosen und Untergebenen brutalisiert, vor einem Anschnauzer aber gleich klein wird! Zuletzt scheinen das auch die Chinesen gemerkt zu haben. Im Herbst 1917 haben sich dort oben an der sibirischen Grenze Zwischenfälle mit den russischen und einigen dort stationierten serbischen Truppen zugetragen, die erkennen ließen, daß der Chinese Rußland nicht mehr fürchtet.

gv\un bin ich im fernsten, östlichsten Ostasien. Ein

^^merkwürdiges Verhängnis lenkt mein Geschick.

Seit fünfzehn Monaten fliehe ich bei jeder möglichen

und unmöglichen Gelegenheit nach der brennend

ersehnten Heimat und entferne mich doch immer

weiter und weiter von ihr. Narrt mich eine Fata

Morgan« ? Nun sind es fünfzehntausend Kilometer

oder noch mehr bis zur deutschen Grenze. Noch

weiter in ihrem unermeßlichen Reich können mich

die Russen nicht mehr bringen, fast die halbe Erd

kugel haben sie zwischen mich und das Ziel meiner

Flucht gelegt und dennoch, ich weiß es

bestimmt, bestimmt, bestimmt, ich werde hier heraus

kommen, ich werde wieder und wieder fliehen und

doch heimgelangen!

Chabarowsk: Durch wild zerklüftetes Gebirge fließt

unten im breiten Tal der mächtige Ussuri mit

dem noch gewaltigeren Amur zusammen. Unser

Offizierslager liegt oben auf dem Berg, überblickt

das fruchtbare Land, saubere chinesische Äcker neben

ungeheuren Gärten voll Gurken, Mohrrüben, tau

senderlei Gemüsen. Als wir ankamen, war es frei

lich noch Winter, schneidend kalt. Aber die Luft hier

107 oben ist von einer nie erlebten Durchsichtigkeit, Klarheit, Sonnendurchlässtgkeit, daß man die Kälte weniger fühlt. Und der Blick streift weit, weit, hin ein nach China, in die Mandschurei. Ringsum sind Wälder, unabsehbar, alles blau schwarz von uralten Wäldern. Da drin Hausen Wölfe, Wildschweine, kapitales Rotwild, selbst Tiger, und vor allem „medwjed“, der echt russische Bär. Er kam bis ans Lager, die Posten haben mehrere im Winter erschossen. Das Leben im Lager ist wie immer. Sechshundert Offiziere waren da, als wir kamen, später wurden es achthundert. Völlig ungenügender Barackenraum, gedrängtes Beisammenhausen. Immer dieselben Menschen. Keine Außenwelt. Alles von meter hohen Palissaden, Drahtzäunen umgeben. Nur aus den Bodenfenstern der Kaserne

kann man die freie Welt draußen sehen. Stunden bringt man oben zu, und geht mal draußen in Sehweite eine Chinesin oder- gar eine Europäerin vorbei, stürzt alles nach oben und staunt: so also sieht ein Mädchen aus?! Nie kommt man aus dem Lager. Wir haben eine Eisbahn, die später auch Fußballplatz ist, das ist die Zerstreuung. Das Essen ist elend, wir haben ewig Streit mit der Küche, denn ringsum gibt es alle Lebensmittel, und vorderhand noch verhältnismäßig

108 billig. Warum rangt unser Geld also gar nicht? Erst später erfahren wir es. Der kommandierende Oberstleutnant spielt mit unserem Kantinenwirt Karten und bleibt ihm schuldig. Dann werden die Spielschulden des russischen Offiziers aus unserem Kostgeld gedeckt... Post, Zeitungen, Pakete aus der Heimat brauchen zwei Monate und mehr, Pakete kommen fast nur beraubt an. Wir lesen russische und englisch-japanische Blätter, die wir aus China beziehen. Ach, es ekelt an. Die erste Postkarte, die endlich kommt: tzuo vadis? schreiben die Angehörigen. Trostlos, trostlos! Und die Unabsehbarkeit der Gefangenschaft! Manche sind schon drei Jahre da, wie lange werden wir bleiben? Manchmal erinnert mich der Auf enthalt an einen Regensonntag im Dorfwirtshaus. Man sitzt dicht aufeinander im Qualm, raucht, spricht, sieht aber nichts, hört nichts, denkt nichts, und es nimmt und nimmt kein Ende. Und doch überspringt der gequälte, gelähmte, ab getötete Geist immer wieder die Gegenwart, klam mert sich an die Zukunft. Wir haben einen „Kriegs gefangenenschutzverein", gegründet von dem hoch verdienten Kriegsgerichtsrat und Hauptmann R. aus Thor«. Seine Aufgabe ist die Unterstützung

109 des Staates bei Aufrichtung vernichteter Existenzen, Rechtsschutz, Arbeitsvermittlung, Ersatzansprüche an den russischen Staat, Kapitalsversorgung zu neuem Lebensaufbau und dergleichen. Die Arbeit beginnt erst nach dem Krieg. Und doch wird dort ernst, hin gebungsvoll in vielen Abteilungen gearbeitet. Meine Vergangenheit verfolgte mich auch hier. Ich wurde stets als der „schwere Verbrecher" vor gestellt und vorgeführt. Meine Schuld- und Straf akten kamen Stück für Stück aus Rußland mir hierher nach. Mehrmals soll ich ins Straflager ab geschoben werden, aber es wird immer noch einmal vertagt. Deshalb dachte ich an schnelle Veränderung, Es gelang mir auch nach einiger Zeit in ein anderes Lager, nach einer anderen Stadt zu kommen. Mein Verbrechersignalement war, wie ich dort feststellte, schon vergessen. Ich blieb bei meinem Entschluß, mich zu gedulden, mich erst richtig zu kräftigen. Ich nährte mich so gut es irgend ging, machte Leibes übungen, trieb jeden hier möglichen Sport, Hockey, Fußball usw., vor allem Leichtathletik. Dadurch über wand ich allmählich völlig die Folgen des erste« schweren Jahres, kam auch mit den Nerven wieder einigermaßen auf die Höhe. Noch später erlangte ich auch die Erlaubnis, zum Zahnarzt in die Stadt zu gehen. Nach und nach

110

stellte ich mich mit den Begleitsoldaten gut, so daß sie mich auch andere Wege in der Stadt machen ließen, mich schließlich überallhin begleiteten. So konnte ich nach und nach wieder Beziehungen an knüpfen, Verbindungen aufnehmen... Denn so lang sam und untätig die Zeit über mir hinstrich, mein Sinn blieb unverrückt immer nur auf die „große Fahrt" gerichtet! Ganz planmäßig ging ich diesmal vor. In de« Stadt selbst waren keine Deutschen, und nur sehr schwer fand ich allmählich ein paar Vertrauensleute. Desto eifriger nahm ich die Verbindungen nach rück wärts auf, schrieb an alle Freunde und Helfer, so gar an Onkel N., sammelte so viel Geld wie irgend möglich und von überall her, das ich bei einem Russen in der Stadt in Depot brachte. Man darf nicht denken, daß solche Fluchtversuche wenig kost spielig sind. Die Chancen der Flucht steigen mit der Höhe der verfügbaren Summen. Langsam arbeitete ich weiter, meinen Tag er wartend.

111

Wie die Revolution kam D as geschah gar nicht lange, nachdem wir in ^Chabarowsk angelangt waren. Wir hatten schon gehört, daß es drüben im alten Rußland nicht zum besten ging. Wir hörten es, und noch mehr merkten wir es an unserer Behandlung. Sie wurde immer beträchtlich schlechter, wenn Ruß land etwas schief ging. Aber diesmal war es noch etwas mehr, ein Ahnen und eine Nervosität, die wir in unserer Gedankenstumpfheit bloß nicht ausdeuteten. Dann verdichtete es sich zu Wispern und Raunen. Man sagte, in Rußland sei Revolution, aber es wurde wieder abgeleugnet. Tatsächlich wurden die Nachrichten von der Revolution in Chabarowsk mehrere Tage zurückgehalten. Aber dann brach es plötzlich elemen tar durch: Revolution, erfolgreiche Revolution! Dann war es wunderbar zu sehen, wie dieser Um schwung sich vollzog, fast wie selbstverständlich. Eine hundertjährige Tradition des Zarismus in einem Tag weggeblasen. Niemand, gar niemand schien am Zaren gehangen zu haben. Jubelnd oder widerstands los warfen sich alle der Republik in die Arme. Zuerst die Garnison. In geschlossenem Umzug durch die Stadt, mit roten Fahnen, Musik und ui

112 Kerzen demonstrierten sie ihren Übergang. Die Bürgerschaft folgte alsbald mit einem gleichen Um zug und mit einer Versammlung, die den ganzen Marktplatz füllte, Kopf an Kopf. Ein gewisser Ru- sanoff hielt vom Stadthausbalkon die Ansprache. Der erste Frühlingstag, Rußlands Frühling! schrien sie und zogen wieder durch die ganze Stadt. Und dann war, in Chabarowsk, die Revolution eigentlich wieder zu Ende. Die Stadt ging nach einigen Tagen wieder ihren stillen Gang. Lange veränderte die Revolution hier äußerlich überhaupt nichts. Chabarowsk liegt ja so

weit von Rußland, lebt selbständig von dem es umgebenden Land, ist unabhängig vom europäischen Krieg, der hierher fast nur wie in ein neutrales Land reflektiert, lebt mit seinem großen Chinesenviertel, seinem Chinesen handel das Leben des unberührten Ostasiens. Für uns selbst im Lager änderte sich zunächst und für lange auch gar nichts. Ein paar Tage lang erregte es uns aufs äußerste. Revolution, welch unbekannter Begriff, wieviel Möglichkeiten barg er für uns? Wir wußten aus den Zeitungen, daß — nicht in Chabarowsk, das sich um den Krieg kaum mehr kümmerte —, aber daß in Rußland mit der Revolution auch der Friede auf aller Lippen gekommen war. Friede — unsere Freiheit —,

ragelang sprachen wir nur davon. Dann wurde es Gewohnheit, abgestumpft, und schließlich ging es auch in das dumpfe Einerlei der Gefangenschaft über. Die Bewachung in Chabarowsk lockerte sich nur sehr allmählich, der bureaukratische Gang der Ge fangenenverwaltung blieb bis zuletzt fast unberührt. Nur die Lebensverhältnisse verschlechterten sich auch für uns allmählich, im selben Maße, wie die Teuerung zunahm und die chinesischen Händler und Schmugg ler die Spekulation der Warenzurückhaltung und den Wucher lernten. Was wir dann vielleicht durch größere Umgänglichkeit der Wachen gewannen, büßten wir wieder durch zunehmenden Hunger. Meine Fluchtpläne brachten es mit sich, daß ich nicht fatalistisch auf Friedensmöglichkeiten wartete, sondern mich beständig um Nachrichten, Infor mationen über die Verhältnisse in Rußland küm merte. Aus Zeitungen, aus Gesprächen mit Sol daten und mit Bürgern in der Stadt gewann ich so ein fortlaufendes Bild der sich weiter entwickelnden Revolution, das ich hier zum besseren Verständnis der Zusammenhänge nachzeichnen will.

 Kleine Geschichte der Revolution @ chon Ende Dezember 1916 war es zu beträcht lichen und wiederholten Arbeiteraussiänden, be sonders in der Petersburger Gegend, gekommen. Die vollkommen desorganisierte Eisenbahn, das Zufrieren aller Flüsse, der russischen Haupttransport wege brachten die Versorgung der Städte ganz ins Stocken. Vorräte waren nicht angesammelt, der Bauer versteckte seine Erzeugnisse, da er dafür nur Papiergeld, für dieses aber nichts Notwendiges, keine Geräte, keine Manufakturen zu kaufen bekam. Dadurch und durch die immer neuen Steuern wurde die Teuerung riesenhaft. Die deutschen Höchstpreise, erst verlacht, nun fieberhaft nachgeahmt, schufen nur schamlose Spekulation. In Petersburg wurden die Verhältnisse schließlich unhaltbar. Kriegsmüdigkeit und Not machten plötzlich die Nerven versagen. Hatte ich doch schon im Dezember überall laut sagen hören, daß man mit den Deutschen „doch nie fertig werden" könnte. Ende Februar russischen Kalenders kam es zu einer

zeitweiligen Einstellung des ganzen Eisenbahnver kehrs in Nordrußland. Das brachte die Krise zum Ausbruch. Am 24. Februar a. St. ruhte die Arbeit

115

,mf sämtlichen Werken, und es begannen die erstell Straßenaufzüge, die am 25. und 26. immer größere Dimensionen annahmen. Das Verhängnisvolle trat ein: Die zur Unterdrückung der Unruhen aus- gesandten Truppen gingen zu den Revolutionären über, und nach drei Tagen war die Stadt in der Ge walt der aufständischen Arbeiter und Soldaten — die Minister und alle höheren Beamten in der Peter- Pauls-Festung gefangen —! Die Reichsduma, die bis dahin nur an eine heftige parlamentarische Oppo sition gedacht hatte,! sah ^ der Notwendig keit, zu der Volkserhebung Stellung zu nehmen. Im ersten Augenblick nach dem Siege der Aufständi schen herrschte in der Duma völlige Kopflosigkeit. Man relegraphierte an den Zaren, der an der Front weilte, und beschwor ihn, ein „Ministerium des öffentlichen Vertrauens" aus Gliedern der Duma zu bilden. Die Antwort blieb aus. Man depeschierte an den Oberkommandierenden Brusstlow, er möge seinen Einfluß geltend machen usw., kurz: die Mehr heit der Duma hoffte noch durch Konzessionen der Lage Herr zu werden. Inzwischen erschienen im Parlament die ersten aufständischen Arbeiter- und Soldatenabteilungen, und die Duma mußte sich fest legen. Der Mehrheitsbeschluß war — für die Revo lution ! Von diesem Augenblick war die Reicksduma

116 für längere Zeit der Mittelpunkt aller ferneren Ereignisse. Von ihr ging auch die Aufforderung an den Zaren, dem Throne zu entsagen, aus, und sie war es, die aus ihrer Mitte das erste revolutionäre Ministerium unter dem Vorsitz des Fürsten Lwow bildete. Daß die auf Drängen der Duma erfolgte Abdankung des Zaren zugunsten seines Bruders Michael ein schwerer politischer Fehler war, wird heute wohl kaum zu bestreiten sein. Die Dumamehr heit hatte dabei nicht vorausgesehen, daß ihr Kan didat für den Thron, der Großfürst Michael, die ihm vom Bruder übertragene Krone nicht annehmen werde. Das nämlich trat ein. Der Großfürst er klärte feierlichst, daß eine verfassunggebende Ver sammlung erst über die Regierungsform zu ent scheiden habe, und lehnte die Krone so lange ab. Hierdurch kam der Stein ins Rollen. Nun erst, nach dem Z. März a. St. (18. März), begann die eigent liche Revolution. Denn was bisher in Petersburg und Moskau geschehen war, hätte alles wieder bei gelegt werden können. Neben dem offiziellen Ministerium hatten sich in zwischen die „Arbeiter- und Soldatenräte" gebildet und allmählich über ganz Rußland verbreitet. Der Aktionsausschuß dieser Räte bildete gewissermaßen ein Ministerium, das dem offiziellen des Fürsten

117

Lwow gegenüberstand und sich berufen fühlte, letzterem Anweisungen zu geben. Dieser Zustand, bei dem die offizielle Regierung alle Verantwortung übernahm und die nichtoffizielle das eigentlich ent scheidende und richtunggebende Organ sein wollte, konnte natürlich nicht von Dauer sein, das war sogar dem Außenstehenden klar. Eins von beiden mußte das andere verdrängen oder in sich aufneh men. Das Ministerium Lwow hatte nicht die Kraft, dem Ausschuß der Arbeiterräte gegenüber energisch aufzutreten, ihn aufzulösen oder sich wenigstens seine Einmischung zu verbitten. Gleich bei der ersten wichtigen Frage, der über die Fortsetzung des Krieges, zeigte sich unverkennbar, daß die Regierung und der Aktionsausschuß nicht gleichzeitig bestehen können. Dieser nämlich hat es als Vertreter der Arbeiter und Soldaten von Anbeginn der Revolution für seine Hauptaufgabe gehalten, den Frieden zu er wirken. Denn um des Friedens willen, um den Drangsalen des Krieges ein Ende zu machen, hatten die Arbeiter und Soldaten die Revolution entfacht. Als nun im April der offizielle Minister des Aus wärtigen, Miljukow, in einer Note an die Ver bündeten vom Kriege bis zum fiegreichen Ende sprach und gar nicht das „Friedensideal" der russi schen Demokratie erwähnte — ausgesprochen durch

118

118 den Aufruf „An alle Völker", der zum erstenmal die Formel vom „Frieden ohne Annexionen und Kontributionen nach dem Selbstbestimmungsrecht der Völker" prägte —, brach der Sturm sofort los. Es kam Mitte April zu bewaffneten Demonstrationen in Petersburg, die sich gegen die Kriegspolitik des Ministeriums richteten. Dieses mußte der Demo kratie nachgeben. Miljukow nahm seinen Abschied, und es kam zu einem Koalitionsministerium, das heißt, es wurden Vertreter des Arbeiter- und Sol datenrats in das Kabinett aufgenommen. Der bisher einzige Vertreter der Demokratie, Kerenski, der im ersten Ministerium nur Justizminister ge wesen war, wurde jetzt Kriegsminister. Auch jetzt jedoch stellte es sich wieder sehr bald heraus, daß die Vertreter des Arbeiterrats im Ministerium, die sämtlich zu den Gemäßigten (Minimalisten) ge hörten, der inzwischen immer radikaler werdenden Stimmung der breiten Massen nicht mehr ent sprachen. Innerhalb der Arbeiterschaft Petersburgs hatten die Ende März in Petersburg aus dem Aus land eingetroffenen russischen Emigranten Lenin, Trotzki, Sinowieff u. a. die Führung an sich ge rissen. Sehr bald hieß es, daß das Koalitionsmini sterium die Interessen der verhaßten Bourgeoisie vertrete, von Beendigung.des Krieges nichts wissen

119

119 wolle und gegen den Widerstand der Verbündeten niemals Frieden machen werde. Als nun Kerenski Anfang Juli sich sogar für eine große Offensive, für den „Frieden durch den Sieg", aussprach, kam es in Petersburg zu einem Aufstande der soge nannten Bolschewik (Maximalisten) — der Partei Lenins —, der aber in drei Tagen blutig nieder geschlagen wurde, weil die Führer der Maximalisten- partei im letzten Augenblick die Aussichtslosigkeit er kannten und sich gegen den Aufstand aussprachen. Ungeachtet dessen, daß der Aufstand für die Re, gierung glücklich verlief, sah sie sich doch zu weiteren Veränderungen des Ministeriums genötigt. Ke-censki wurde nach dem Ausscheiden Lwows Minister präsident und glaubte nun seinen Plan, durch eine glückliche Offensive dem Frieden näherzukommen, verwirklichen zu können. Bekanntlich gelang es den Russen auch, einen kurzen erfolgreichen Vorstoß in Galizien zu machen und Halitsch zu besetzen. Als aber der deutsche Gegenstoß erfolgte, kam es zur Katastrophe. Die Verluste waren ungeheuerlich ge wesen, wie selbst im menschenverschwenderischen Ruß land noch niemals erlebt, die Stimmung der Armee gegen Kerenski aufs äußerste erbittert. Dadurch ließ sich Kerenski zu seinem entscheidendsten Fehler ver führen, der die völlige Auflösung des Heeres und

120 die Peripetie der Revolution zeitigte: durch die „Reform" der Kommandoverhältnisse, die den Sol daten, die er versöhnen wollte, das Recht gab, ihre Offiziere zu wählen und abzusetzen und über die Ausführung erteilter Befehle abzustimmen. Ein Recht, von dem die Soldaten in den Gräben sogar mitten im Gefecht Gebrauch machten! Die Front wurde zur politisierenden Versammlung — das Ende begann. Die starke, aber falsche Disziplin des Heeres zerbrach, mit ihr zerbrach das Reich! Bis dahin hatte die Revolution, da sie die Unter stützung des „Zemstwos", der lokalen wirtschaft lichen Selbstverwaltungen, und des sehr einfluß reichen Eisenbahnverbandes, des „Wikschel", hatte, noch Ordnung halten können. Nun nahm alles eine Wendung ins Schlechte. Die übelsten Instinkte der russischen Masse wurden frei. Ließ man, um den re volutionären Gedanken zu festigen, im Lande Fahne« herumtragen mit der Inschrift „Za res publica“ (für die Republik), so las es der Pöbel als „Zaresch publiku“ (Vernichte das Publikum, das Bürgertum), und damit wurde die Gewalttätigkeit, die Anarchie entfesselt. Das alles war nnr Wasser auf die Mühlen der Bolschewiki, deren Agitation nun schrankenlos und offen wurde. Der Verfall des Heeres zeitigte den Gegenstoß Kornilows. Das war der Bürgerkrieg.

121

Das verzweifelte Land sah sich noch immer ohne Frieden, ohne Brot, dafür mit dem Brudermord beglückt. Darüber fiel nicht nur Kornilow, sondern auch Kerenski, und verschwand. Die Macht fiel fast mühelos an die Bolschewik mit ihrem Werberuf:

Brot und Frieden! So weit fast waren die Verhältnisse entwickelt, als ich mich zur „großen Fahrt" durch Rußland anschickte.

[22 Der Stellvertreter in der Tonne ^urch den Eintritt Amerikas und Chinas in den ^Krieg hatte ich meine Fluchtpläne immer wieder indern müssen. Die Wege nach Osten und Süden ourden aussichtslos. Eine kurze Zeitlang wurde ch auch von dem Friedensglauben des Lagers ingesteckt. Noch eine andere falsche Hoffnung hielt nich auf. Durch einen Unfall hatte sich in meinem ?nie ein Fremdkörper gebildet. Ich meldete mich >amit als „Verwundeter" zum Austausch über Schweden. Nach mancherlei Untersuchungen wurde ch auch tatsächlich angenommen: so gut hatte ich s inzwischen erlernt, meine Haltung, mein ganzes Aussehen zu verstellen, nach Belieben einen gestörten »der morosen Eindruck zu machen. Mein Plan war, oenigstens bis Moskau mitgenommen zu werden. 2ort vor der Überprüfungskommission würde ich oohl nicht durchkommen, aber von Moskau würde ch fliehen. Aber es kam gar nicht dazu. Denn die Erlaubnis aus Rußland, mich abzutransportieren, »lieb für meine Ungeduld viel zu lange aus. Von illedem behielt ich zuletzt nur einen Entschluß übrig: s gab nur einen möglichen Weg, nach Westen, quer mrch das ganze feindliche Reich, durch Sibirien und

123 Rußlano, und ihn mußte ich gehen. Auf diese Flucht bereitete ich mich mit aller Gründlichkeit, alle meine Erfahrungen nutzend, vor. Ich wußte: diesmal galt es, durchkommen oder umkommen, anderes hatte ich nicht mehr zu erwarten. So war es Herbst geworden, und wir wurden aus dem Sommer- in das Winterlager gebracht. Dabei gibt es immer Kuddelmuddel. Das benutzte ich, um mir einen Stellvertreter zu verschaffen. Denn im neuen Lager wollte ich bei Kontrollen, Zählun gen usw. überhaupt nicht mehr gesehen werden. Oie Gefangenen denken verschieden über die Flucht. Meine Ansicht habe ich schon ausgedrückt: ich halte es für Pflicht, die Flucht zu versuchen. Unsere Kraft gehört dem Vaterland, nicht der Trägheit der Ge fangenschaft. Außerdem wurden durch Fluchtent- schlossenheit jedes einzelnen von vielen Tausenden feindliche Kräfte und Mittel in erhöhtem Maße ge bunden. So hilft noch der Gefangene der Kriegfüh rung. Aber andere denken anders. Vor allem sagen sie, daß die Zurückbleibenden jede entdeckte Flucht zu büßen haben, durch Entziehungen und andere Re pressalien. Diesem Vorwurf wollte ich begegnen. Deshalb auch suchte ich einen Stellvertreter. Es gelang mir, einen ungarischen Fähnrich v. H. zu finden, der sich bereit erklärt hatte, sich aus einem

124 anderen Lager zu uns hereinschmuggeln zu lassen. Ich steckte ihn in ein wohlverschlossenes Faß! So kam er glücklich durch, zusammen mit meinem Gepäck auf einen Wagen geladen. Aber das war noch nicht das einzige Qui pro Quo. Fähnrich v. H. mußte in seinem Lager wieder ersetzt werden, und ebenso dieser Ersatzmann. Für den bekam ich einen Stell vertreter direkt aus einem Neuangekommenen Trans port. So blieb schließlich nur in dem Transport eine Lücke, aber die wurde gar nicht gemerkt, ebenso wenig wie die „Verschiebungen" in den Lagern. Damit war es aber noch nicht zu Ende. Nicht Fähnrich v. H. übernahm meine Personalien, da er mir zu unähnlich war, sondern Offizierstellver treter I. wurde Klinkmüller, der Fähnrich wurde I. Das erforderte genaueste Instruktion über die gegen seitigen Vorgeschichten. Ich selbst hatte es dabei am schlechtesten: denn ich war nun „überzählig", mußte meinem Schützling, dem Fähnrich, Gehalt, Bett, Essen überlassen. Ich schlief nun, wo es gerade kam, auf dem Boden, in Lehnstühlen, in Verstecken. „Be stellt und nicht abgeholt" nannten mich damals die Kameraden, weil ich so herrenlos überall herumlag. Am meisten freut es mich, daß dieser ganze Per sonentausch niemals herausgekommen ist. Vor

125 kurzem ist sogar mein Stellvertreter in Chabarowsk nach glücklicher Flucht als Klinkmüller aus Ruß land in der Heimat angekommen! Doch dies war nur eine Einzelheit der ganzen Arbeit, die ich zu leisten hatte. Alle meine Helfer außerhalb des Lagers versagten, vor Omsk hatte ich keine sicheren deutschen Beziehungen, ich mußte alles allein schaffen. Das „Fluchtkosiüm" war vor bereitet: brauner Anzug, schwarzes, russisches Hemd, Zottelmütze, dreckiger Pelz. Da alle meine Helfer draußen in der Stadt ver sagten, mußte ich damit rechnen, selbst erst noch ein paar Tage in der Stadt bleiben zu müssen, um mir Papiere, Karten usw. zu besorgen. Inzwischen konnte aber meine Flucht im Lager entdeckt worden sein, oder andere Umstände konnten mich zwingen, noch mals ins Lager zurückzukehren. Dazu mußte ich aber auch draußen ständig über die Ereignisse im Lager unterrichtet bleiben. Mit dem Geld hatte ich auch noch Sorgen, es floß nicht genug in mein Depot. So blieb mir nichts übrig, als alle meine Uniformsachen, entbehrliche Wäsche usw. auf dem Anschlagbrett des Lagers zum Ver kauf anzuzeigen. Das war gefährlich, denn es hetzte natürlich alle Spione auf die Fährte des Verkäufers. Aber durch vorsichtig vorgeschobene

126

Deckmänner brachte ich unerkannt die Sachen für ein paar hundert Rubel los. Soweit war nun alles fertig. Es blieb nur die Frage: wie aus dem Lager entkommen? Das Lager war mit einem vier Meter hohen Zaun umfriedet, der aus schindelförmig übereinandergenagelten Latten gezimmert war. Oben auf dem Zaun war noch ein

meterhohes Stacheldrahthindernis, ein ebensolches drinnen, vier Meter abgerückt vor dem Zaun.

127 Mein Tag SXer Oktober ging vorbei, ohne daß sich eine ^^Gelegenheit bot. Aus Rußland kamen immer wildere, verworrenere Nachrichten, und meine ner vöse Ungeduld steigerte sich immer mehr. Immer wieder kam etwas dazwischen. Die Freunde begannen schon wieder, mir abzuraten, das Geschick sei wider mich. Aber ich blieb fest. Das Geschick? Ging's nicht früher, dann würde es bestimmt an „meinem Tag" gehen, dessen war ich unerschütterlich sicher. Mein Lag — das war der 31. Oktober. Am 31. Oktober 1915 war ich zum erstenmal entflohen, am 31. Oktober 1916 zum letztenmal aus dem Zucht haus entlassen, der 31. Oktober 1917 würde der Tag meiner Freiheit sein. Es war nicht so, daß ich fata listisch auf diesen Tag gewartet hätte. Ich probierte jede Gelegenheit. Aber über jedes Scheitern tröstete ich mich mit der inneren Gewißheit weg: geht es nicht eher, so ganz sicher am 31. Oktober. Der 31. Oktober kam endlich. Ich begann ihn mit der fast greifbaren Gewißheit: heute abend beginnt deine endgültige Freiheit. Es herrschte eine eisige Kälte, ein heftiger Schneesturm pfiff, das war gut. Aber abends klarte es auf, Heller Mondschein — das

128 war schlecht. Immerhin. Heute ist der Weg über Len Zaun günstiger. Ich pürschte mich, fertig jur Flucht gekleidet, mit ein paar treuen Freunden, die mich gegen Sicht deckten, an den Zaun heran. Die Posten hatten wegen der Kälte ihre „Hochsitze" auf dem Zaun ver lassen, standen abseits hinter die Ecken der Ein zäunung gekehrt, um sich vor dem Wind zu schützen. Dreißig und hundert Schritte nur war ich von ihnen getrennt. Schnell den Pelz aufgesteckt, um kniefrei zu sein, jetzt — hoch — emporgehoben stand ich im Nu oben auf dem Zaun, sicherte hinab in die Straße. Ich mußte sogleich wieder hinunter, denn auf der Straße gingen noch zu viel Menschen. Pause, Warten, Nervosität. Die Kälte beißt, ich fühle sie kaum in diesen über Tod und Leben ent scheidenden Minuten. Die Freunde werden wieder schwankend. Aber nur nicht nachgeben. Sie können mich nicht umstimmen, kennen mich zu genau. End lich wird es stiller — jetzt — hoch! Man muß gut turnen können. Ich stehe oben auf dem Zaun. Die Häuser gegen über sind dunkel, so kann ich nicht sehen, ob jemand zufällig drüben am Fenster steht und mich sieht. Ich muß schnell machen. Die Straße unter mir ist leer, ungefähr zweihundert Schritt ab höre ich jemanden

gehen, aber da ich nichts sehe, kann ich auch nicht gesehen werden. Nur schnell. Das Bein hoch, über den Draht. Der Pelz verfängt sich, Hautfetzen bleiben auch zurück, Löcher gibt's in die Hose». Macht nichts, nur echt russisch. Jetzt hinunter es-- kaladieren, Absprung — Bumm, es dröhnt wie ein Kanonenschuß. Ich bin auf

einen Holzsteg gesprungen. Stille, Lauschen. Es rührt sich nichts. Also fort. Im Nu bin ich auf der Straße, latsche langsam, vornüberhängend, ganz verstellt durch den Schnee. Der.Fußgänger, den ich hörte, kommt mir entgegen im Licht der Bogenlampen. Wie er mich sieht, dreht er um, geht zurück. Es war damals sehr unsicher in der Stadt, das Gesindel wurde nachts sehr frech. Er wollte mir lieber ausweichen — so echt sah ich aus. Ich sah, wie er ängstlich zurückschielte und seinen Stock fester packte. An der ersten passenden Stelle bog ich ab, und weg querfeldein. Ich lief in weitem Bogen um das Lager, hinein in die Waldschluchten, hinauf auf eine Anhöhe, drei hundert Meter vom Lager weg, gegenüber dem Signalfensier. Jetzt mußte ich zuerst wissen, ob man drin etwas gemerkt hatte. Ich gab das Zeichen, drei mal flammte mein Streichholz auf — einen Augen blick preßte es mir das Herz zusammen —. wenn 129

130

jetzt rotes Licht antwortete, wenn wieder alles um sonst war — aber nein, weißes Licht, „alles in Ord nung". "Es jubelte in mir auf. Also frei! Ich steckte mir eine Zigarette an, schluckte hastig den Rauch — wie ^wunderbar das schmeckte! Ich saß auf dem Schnee, aber mir war kochendheiß von freudiger Erregung. Frei, frei!

131 5' Obdachlos 6»>en Rest ver Nacht strolchte ich herum. Ich hatte ä^keine Adresse, wo ich unterkommen konnte. Morgens ging ich zu meinem Depotbewahrer, hob Las Geld ab. Aber er durfte nichts von meiner Flucht wissen. Ich sagte ihm, ich hätte meinen Posten geschmiert, so könnte ich einen Tag frei herumgehen. Aber eine Adresse brachte ich nicht aus ihm heraus. Tagsüber machte ich große Spaziergänge in die ver schneite Umgebung, zeigte mich nicht in den Straßen, ging nur kurz in ein Lokal, um zu essen. Denn ich wollte nicht Offizieren und Soldaten aus dem Lager begegnen. Die Stadt war sehr aufgeregt. Die Nach richten aus Petersburg wirkten ansteckend, ich hörte, es sei vorbei mit aller Ordnung, im Chinesenviertel seien nachts Morde und Plünderungen vorgefallen. Ich irrte immer weiter herum, begann sehr unter der Kälte zu leiden. Als der Abend wieder weit vor geschritten war, mußte ich unterschlüpfen. Es gab nur eines: ein öffentliches Haus. Ich stieg in eine daherkommende Chinesendroschke: Zu den Mädchen! Unterwegs drehte sich der Chinesenkutscher um und — bot mir seine Frau an. Ich war verblüfft, glaubte aber in meiner Verwirrung, mich durch eine

132 Ablehnung verdächtig zu machen. Ich machte einige hinhaltende Fragen, ob sie denn schön sei? Er pries sie in höchsten Tönen. Wir fuhren ins dunkle Chinesenviertel. Verdäch tiges Gesindel auf den Straßen. Um eine Ecke sah ich, wie ein Mann in einem Wagen von vier Men schen mit vorgehaltenem Revolver

ausgeplündert wurde. Da raffte ich mich auf. Ich sagte dem Kut scher, ich hätte es mir überlegt, morgen käme ich zu seiner Frau, heute wollte ich zu den Japanerinnen. Er kehrte gutwillig um. Eine kleine Japanerin ließ mich denn gegen gutes Geld unbelästigt ein paar Stunden schlafen. Im Morgengrauen war ich wieder draußen. Der Tag verging wie der erste, die dritte Nacht irrte ich herum. Es wurde immer schwerer zu ertragen. Und nutzlos verging die Zeit. Am dritten Morgen der Freiheit kam mir endlich der Zufall zu Hilfe. Ich fand einen versteckten deut schen Zivilgefangenen, und der wies mich an zwei Damen. Bei diesen blieb ich noch sechs Tage, von den beiden äußerst deutschfreundlichen Damen aufs beste betreut. Sie verpflegten mich und gingen mir in allem an die Hand Ich verbesserte mein Aussehen, schaffte mir gutes Gepäck an. Ich beschloß, erster Klasse zu reisen, da

sind nur zwei Liegeplätze, und man wird weniger angesprochen. Mit einem Paß halfen mir die Damen aus, liehen mir das Papier eines augenblicklichen Mörders, der davon natürlich nichts wußte. Von Kraßnojarsk mußte ich es zurückschicken. Es lautete auf einen achtundzwanzigjährigen russischen Schlosser, der jetzt als Kaufmann viel Geld verdient. Auf diese Rolle stellte ich mich ein, beschaffte mir Lebens mittel und Warenproben und legte mir wieder ein Tagebuch an. Ich hatte ja schon 8. November reiste ich ab.

 Die große Fahrt §vris Kraßnojarsk hatte ich Damenbegleitung, eine -^wunderschöne Jüdin, die sich falsche Hoffnungen auf mich machte. Ich hätte sie gern noch zu längerer Reisegemeinschaft hingehalten, denn sie war ein außer ordentlich nützlicher Blitzableiter vor Mitreisenden. Aber sie ließ mich Berechnenden sitzen und ging mir mit einem lebenslustigen russischen Offizier durch, die Ungetreue. In Kraßnojarsk beschaffte ich mir ein Papier als österreichischer Slawe zur Reise nach Wjatka und ins europäische Rußland. Damit ging es wie der los. Nun war ich ganz auf mich gestellt. Ich hatte mir eine große schwarze Brille gekauft und spielte den Augenkranken. Die Paßkontrollen, häufig zwar, waren erträglich, gefährlicher die Neugier der Mitreisenden. Man hielt mich für einen Ausländer, wegen meines Schlafanzuges und wegen des guten Gepäcks. Das war meine Absicht. Auf französische Fragen gab ich, scheinbar noch in die Lektüre vertieft, eine kurze, aber höfliche Antwort auf russisch. Ich bewies damit, daß ich die Frage verstanden hatte, war also für die meisten Russen ein Engländer oder ein Franzose.

Die Furcht vor Spionen und Konterrevolutionären war damals noch immer sehr groß. Mehrmals ge schah es, daß einer der Mitreisenden sagte: „Wollen doch sehen, wer alles mit uns fährt." Dann brachten alle ihre Papiere zum Vorschein, und man durfte sich nicht ausschließen. Später, wenn ich wieder eine solche „Kontrolle" kommen merkte, legte ich unauffällig alle meine Papiere auf den Sitz und ging hinaus. Sofort befriedigten sie ihre Neugier — denn Neugier für alles Fremdscheinende ist eine Eigenschaft des Russen und war es meistens auch hier, nur in zudringlichster Form — und wenn ich dann zurückkam, war alles in Ordnung. Dabei merkte ich übrigens, wie sich die Ausländer- sympathien im revolmionären Rußland verschoben hatten. Den Franzosen nahm man nicht mehr ernst, den Engländer mochte man nicht, dagegen liebte man den Amerikaner. Amerika, das war das Ideal, so ein großer, freier Bundesstaat mußte Rußland werden, voll Technik, Unternehmungsgeist, Auf schwung. Die Russen vergaßen nur immer ihre Träg heit. Das Benehmen der Amerikaner, für unseren Geschmack lärmend und aufdringlich jovial, gefiel den Russen auch sehr. Mit dem Amerikaner konnte man ungeniert lachen, scherzen, sich herumboxen, er war ein guter, flotter Kerl.

136

Unterwegs las ich übrigens viel Zeitungen, zum erstenmal auch bolschewistische. Im Lager hatten wir nur kadettische, bürgerliche, bekommen. Jetzt sah ich erst, welch ungeheuerliche Umwälzung sich im alten Rußland vollzogen hatte. Zwischen den Zeilen dieses kommunistischen Triumphgeheuls sah ich die volle Auflösung. Die „Jswesiija", das Nachrichten blatt des Arbeiter- und Soldatenrates, war ein einziger Siegesschrei. Spalten und Spalten waren bedeckt mit Übertrittserklärungen russischer Städte und Gemeinden. Auf der Station eines noch völlig bürgerlichen Städtchens machte ich mir den Spaß, ein fingiertes Huldigungstelegramm des Magistrats an die Bolschewiki abzusenden. Es ging ab und erschien in der „Jswestija" l

137

137 Das Volk weint als ich dort eintraf, t, die in mächtiger Welle vom Westen nach dem Osten dahergeschwemmt kam, gestaut. Irkutsk liegt so nahe China, durch den Schmuggelhandel waren die Verhältnisse hier noch besser, und so hielten die Kadetten (Worterklä rung :K-D- — konstitutionelle Demokraten, abgekürzt Ka-de) und Junker den Bolschewiki noch die Wage. Die gleich starken Parteien fürchteten einander, der Kampf war noch nicht zum Ausbruch gekommen. Und doch war die große Industriestadt schon am Rande der Verzweiflung, im Fieber des Irrsinns. Die Spekulation und Teuerung war toll, noch toller die Angst, das Brennen, Morden, Plündern auch hier ausbrechen zu sehen. Kadettische und bolsche wistische Artillerie reiste beständig die Bahn entlang, von den Parteien einander hin und her

zu Hilfe ge schickt, denn die Artillerie gibt den Ausschlag. Sieger ist, wer zuerst die Häuser des anderen mit Kanonen beschießt! Die Jrkutsker sahen das kommen. Tag und Nacht jammerten sie: „Nur nicht auch bei uns den Bürgerkrieg!" Je näher an die Revolution, je mehr weinte das Oto Irkutsk hatte sich zu der Zeit ->)die bolschewistische Revolution

138 Volk über die furchtbare Selbstzerfleischung. Denn alles, was man bei uns darüber las und liest, er reicht nicht im mindesten die Wirklichkeit dieses Schrecklichen. Denn das bedeutet alles Furchtbare des Krieges, Brand, Vernichtung, Tod, nicht bloß an einer Front, sondern in jeder einzelnen Stadt, in jedem Dorf, und volle Rechtlosigkeit dazu! Das Volk weint — so mußte es ja kommen! Auf der Weiterreise über Tomsk und Omsk kaufte ich übrigens gelegentlich auf Stationen erhältliche Kleinigkeiten, Butter für zwei Rubel, Tee und an deres. Ein paar Stationen weiter verkaufte ich sie schon mit dreihundert bis fünfhundert Rubel Ge winn! Äußerlich gehörte das ja zu meiner vorge schützten Rolle — ich erzählte jetzt, ich erhielte mich in Sibirien durch Handel und führe nach Peters burg, Weihnachtskuchen einkaufen — aber es inter essierte mich auch, diese völlige Hilf- und Gedanken losigkeit der Russen zu studieren. Niemand brachte die Ware von dort, wo sie offen zum Kauf lag, dort hin, wo sie fehlte. Man überließ sie reglos den „Kom- merssanten", die sie doch nur beiseite brachten, zurück hielten. So fand ich das durch ganz Rußland. Hätte ich kein Geld mehr zur Flucht gehabt, ich hätte mir das Zehnfache und Hundertfache des Nötigen ver dienen können.

139 Durch das bolschewistische Rußland jenseits vom Ural wurde es immer noch schlimm ^)mer. Hier brodelte der Hexenkessel der Revo lution ohne Unterlaß, daß man von dem Durchein ander unbeschreiblichster Art schließlich in einen Zu stand dauernder Betäubung geriet. In dem befindet sich übrigens ganz Rußland, und er erklärt vieles. Auf allen Bahnhöfen immer dasselbe Bild. Eine ungeheure Menschenmenge, fast nur den untersten Schichten angehörend, die Soldaten lustig, zum Teil betrunken, „Rote Garde" und Miliz in schmutzigem Zivil, die zusammen die Ordnung aufrechterhalten sollten. Beim Halten der Züge ein wüstes Drängen, Umsichschlagen mit den Armen, um sich Eingang zu verschaffen. Die Fenster aller Wagentüren find eingeschlagen. Hier wurde eingestiegen, wenn die Schaffner zum Schutze der Reisenden die Türen ver schlossen hatten. Ein riesiges Schimpfen und Fluchen, wenn besser gekleidete Leute es ebenso machen wie diese „Towarischtschi", Genossen, wie sich die Soldaten und Arbeiter nennen, die ohne Fahrkarte fahren und vor allem immer die erste und zweite Klasse besetzen! Gut angezogene Menschen werden als Mit glieder der „Bourgeoisie" gehaßt und mißhandelt,

140 der ordentliche Mensch ist bloß deshalb schon der erklärte Feind der Revolution und rechtlos. Auch ich stand oft in dem Verdacht, zur Bourgeoisie zu ge hören, und mein Gepäck wurde mehrfach von Sol daten nachgeprüft, ob es nicht mehr als die erlaubten zehn Pfund wöge. Zum Glück war das nicht der Fall, sonst wäre es, wie das anderer Reisender, rücksichts los zum Fenster hinausgeworfen worden, damit die Genossen in der ersten Klasse genügend Platz haben. Anderen gegenüber sind sie sehr streng mit den Vor schriften! Unterwegs lernte ich viele Russen kennen. Gebil dete und Ungebildete, Bauern, Soldaten und be sonders viele Offiziere. Mit diesen unterhielt ich mich eingehend über die inneren und äußeren poli tischen Verhältnisse, über die sozialistischen Ideen und Utopien. Sie alle stöhnten, nur die Arbeiter nicht, die ungeheure Summen verdienen. Keiner sonst weiß mehr, für wen und gegen wen er geht. Eine große, heillose Verwirrung aller Begriffe. Ich gewann das Vertrauen und die Freundschaft russi scher Offiziere in so hohem Maße, daß mir viele Briefe an Regimenter und Kameraden in Petersburg und an der Front zur Beförderung mitgegeben wurden, weil von Petersburg die sonst ganz verfallene Brief- beförderung etwas schneller geht.

141 In Wjatka unterbrach ich meine Fahrt, um mir neue Papiere, besonders einen Erlaubnisschein für Petersburg, zu besorgen. Es gelang mir nicht, brachte mich nur in arge Gefahr, entdeckt zu werden. So begnügte ich mich, eine Fahrkarte nach Luga, hundert Kilometer jenseits von Petersburg, zu kau fen, die man mir anstandslos ausfolgte. Von dort wollte ich dann schon weiterkommen. Auf dem Bahnhof erschrak ich sehr. Ich sah eine Menge Soldaten aus Orenburg, darunter meine wütendsten Feinde, die mich sofort vor Wut zerrissen hätten, wenn sie mich erkannt hätten. Ich hatte Mühe, mich vor ihnen zu verbergen, mußte aber den gleichen Zug nehmen wie sie, die zum Bauerntag nach Peters burg reisten. Ein unbehagliches Gefühl! In Wjatka las ich übrigens in der Zeitung eine kurze Notiz, daß in Petersburg auch eine große Ver sammlung der Flüchtlinge aus dem besetzten Gebiet stattfände, zur Wahrung ihrer Interessen. Sofort beschloß ich, von dieser Kenntnis Gebrauch zu machen, d. h. mich gegebenenfalls für den „Delegierten" eines sibirischen Flüchtlingsdisiriktes auszugeben. Die auf merksame Zeitungslektüre, die dem Flüchtling sehr nottut, sollte sich übrigens bald belohnt machen. Die Reise ging gut, aber zwanzig Werst vor Peters burg kam eine neue Paßkontrolle, die siebente an

dem Tag! Die Bolschewik waren sehr mißtrauisch gegen den Zuzug in die Stadt. Meine Papiere wur- den nicht für gut befunden und mir weggenommen. Man stellte mir trotz aller Proteste einen Bajonett posten vor das Abteil und erklärte, daß ich mich mit dieser Bewachung in Petersburg auf die Miliz zu begeben hätte. Also doch nach Petersburg! Ich ent rüstete mich aufs schärfste, protestierte zu allen Mit reisenden, Offizieren, Soldaten und Zivilisten, be schwerte mich besonders

nachdrücklich darüber, daß an mich überhaupt keine weitere Frage gestellt wor den war. Nichts half. Nun fürchtete ich fürs erste, durch meine Abführung auf dem Bahnhof in Peters burg meinen Orenburger Freunden aufzufallen und dadurch verraten zu werden. Sollte ich hier noch einmal scheitern? In düsterster Stimmung kam ich in Rußlands Hauptstadt an.

143 Ais „Delegierter" in Petersburg Zug hielt im Petersburger Bahnhof. Ich -^ssuchte trotz des Drängens meiner Bewachung möglichst langsam alle meine Sachen jusammen und erreichte es, als letzter durch die Bahnsperre zu kom men. Ungesehen in das Milizgebäude! Hier wurde ich abgeliefert, meine Papiere übergeben und von einem einarmigen Beamten, der ebenso schmutzig aussah wie die neben ihm fitzenden beratenden Studenten, durchgesehen und geprüft. Mein Äuße res und meine Sprache wird examiniert. Ich hatte aber genügend Zeit gehabt, um mir alle Worte genau zurechtzulegen, so daß ich fließend sprach. Jetzt galt es. Ich trat energisch als Kongreßdelegierter der Flüchtlinge, die im Jrkutsker Gouvernement untergebracht waren, auf. Man verlangte die Be- siätigungsurkunde dafür. Ich fragte erstaunt, wozu ich sie denn brauche? Aber immer wieder sagte mir der Beamte: „Es tut mir leid, Sie müssen fitzen." Ich wurde immer schärfer, erklärte den Leuten, daß fie genau wüßten, wieviel Elend und Leiden ich schon in der mehrjährigen, arbeitslosen Flucht von meiner Scholle, ohne Geld im sibirischen Winter, durch gemacht hätte, ich erklärte, daß ich Sozialist sei wie sie,

144 und nun hier in der Hauptstadt der neuen Freiheit fände ich noch immer kein Recht und keine Freiheit. „Tschort wasmi!“ („Hol' euch der Teufel!") End lich leuchtete ihm meine Verteidigung ein: wenn ich wirklich Spion oder dergleichen wäre, hätte ich mir doch sicher für zwanzig Rubel einen russischen Paß gekauft, mit dem ich unbehelligt überall durch käme. Schließlich verlangte ich noch im höchsten Zorn, sofort zu Trotzki oder Lenin geführt zu werden. Nein, diese Herren seien zu beschäftigt, aber man würde mich zu einem anderen Kommissar führen! Famos! Unterwegs fluchte ich vor meinem Begleiter, der einen verhältnismäßig intelligenten Eindruck machte, so lange über das mir angetane und angedrohte Un recht, daß er schließlich mein Fürsprecher wurde. Er schimpfte bald mit mir zusammen über die „dummen Milizionäre" und stellte mich mit entsprechenden Er klärungen dem Kommissar vor. Dieser entschuldigte sich höflichst und befahl — mich freizulassen! Um den Hals hätte ich ihm fallen mögen! Aber ich ließ mir nichts merken, sondern ging jetzt aufs Ganze. Zurück aufdie Miliz, verlangte ich nicht nur meine sofor tige Freilassung und die Herausgabe meiner Papiere mit Richtigkeitsstempel und meines Gepäcks, sondern auchdieAusstellung eines Erlaubnisscheines, in Peters burg wohnen zu dürfen. Alles wurde mir gegeben!

145 Mit freundlichem Guten Abend verschwand ich! Draußen strahlend vor Glück in das erste beste Auto» Es riecht nach Benzin! Durch den Newski-Prospekt! Dichtes Gewühl von Menschen! Große, hellerleuch- tete Schaufenster. Großstadt! Feindliche Haupt stadt! Petrograd! An vielen historischen Stätten vorbei zu empfohlenen Freunden. Fünfzig Rubel verlangte der Chauffeur für die kurze Fahrt! Gut! Sie war schön, für hundert schön. Hier hast du also vierzig! In Petersburg blieb ich acht Tage, privat wohnend, im Familienkreise. Wirkliche Freunde! Sie be wirteten mich herrlich, halfen bei allem. Ich brauchte neue Papiere, wurde zum russischen Kaufmann aus Dorpat, achtundvierzig Jahre alt (!), Frau, drei Kinder; ich bekam auch einen Erlaubnisschein zur Durchreise nach Finnland, mit gestempelter beglau bigter Photographie. Ich war jetzt völlig erfolg- stcher, die Petersburger Tage wurden ein Fest. Herr liche Wohnung mit allem Komfort, fortgesetzte Be wirtung, ich lebte ordentlich auf. In dem Hause traf ich viele Neutrale. Alle deutschfreundlich, oder durch die russischen Zustände deutschfreundlich gewor den. Ich traf in Petersburg auch zwei deutsche Offi ziere, eben gleichfalls auf der Flucht aus Sibirien hier angelangt, und zwei Mannschaften, die brachte ich alle zu meinen Freunden, und sie konnten dableiben,

146

14 in einem vorzüglichen Versteck, wo uns selbst ein mal die Untersuchung durch fünfzig Note Gardisten, die in die Wohnung drangen, nicht zutage förderte. Auf der Straße und in Lokale ging ich begreiflicher weise wenig, zumal ich auf einem dieser Ausgänge . durch den Portier eines Amtes, einen englischen Spion, durchschaut und verfolgt wurde. Einige Eindrücke sammelte ich aber doch. Die Stadt machte einen durchaus traurigen, schmutzigen, verwahrlosten Eindruck. Das Publi kum ernst, bleich, übernächtig, geängstigt und schmutzig, dabei hungrig aussehend. Die Straßen voller Schmutz, der Schnee nicht beseitigt. Ab und zu hört man Schüsse. Kein Mensch weiß, wer schießt, warum und wo geschossen wird. Niemand kümmert sich darum. Auch über die politischen Verhältnisse weiß schon niemand mehr Bescheid — eine allgemeine große Verwirrung. Oft hörte ich auf der Straße flanierend den Stoßseufzer: „Wenn doch endlich Wilhelm käme und Ordnung machte." Manchmal drehte sich dann der eine oder andere aus dem Publi kum nach dem Sprecher um, meistens jedoch nickte er nur zum Einverständnis. Die ganze Stadt steht im Zeichen der Arbeiter. Überall, selbst in den teuersten Lokalen, sitzen sie in ihren Arbeitskitteln und geben Unsummen aus.

14? Sie verdienen in den Hauptstädten fünfhundert bis tausend Rubel und mehr im Monat und haben die Gewohnheiten der ehedem besitzenden Klassen ange nommen. Von der Regierung werden die Gehälter der oberen Beamten herab-, die der unteren hinaus gesetzt. So ist es kein Geheimnis mehr, daß heute in Rußland

der Arbeiter mehr Geld in der Tasche hat als der Gebildete, und schon richten sich auch Raubüberfälle häufig gegen die Arbeiter, zumal wenn sie betrunken sind. Das öffentliche Bild der Straßen und guten Lokale wird gekennzeichnet durch das verschwenderische Auftreten einfacher Leute in ihrem Arbeitsanzuge. Dieselben einfachen Ar beiter und Bauern, die früher so naiv und uner fahren wie die Wilden waren, und die ich einmal wie vor dem Teufel fliehen sah, als ich ihnen nachts meine Radiumleuchtuhr mit knarrendem Werke zeigte, diese selben Leute waren jetzt infolge der re volutionären Aufklärung und des plötzlichen Reich tums zu ganz anderen Menschen geworden, die arg wöhnisch jede Gefahr einer Gegenrevolution wit terten und fest entschlossen waren, das Erreichte, diesen materiellen Genuß, nie wieder zu verlieren. Das stützte sehr die Bolschewik!. Der russische Arbeiter kennt wie der Bauer keinen wirklichen Fleiß und hat keine Ausdauer.

 Die Meister sind fast alle Ausländer. Die deutschen Techniker werden sehnsüchtig herbeigerufen, weil ihre Genauigkeit zusammen mit der Güte deutscher Ma schinen und Ersatzteile sowie die Dauerhaftigkeit der Werkzeuge von jedem Fachmann unumwunden zu gegeben werden. Ein russischer Ingenieur, der eben aus der Peter-Pauls-Festung kam, sagte mir: „Wenn nur erst Frieden wäre und die deutsche Hilfe käme, zusammen mit den deutschen Technikern, um unsere Maschinen wieder instandzubringen. Ohne sie können wir nichts machen." Nach Aussage russischer Fabrikbesitzer hoffen und glauben — und das entspricht ganz dem russischen Charakter — die Arbeiter, daß nicht nur alles jetzt nach der Revo lution in Rußland in Ordnung kommen und gut werden wird, sondern daß sie auch weder Engländer noch Deutsche in Zukunft brauchen werden, um ihnen zu helfen. Sie würden in Zukunft plötzlich alles selbst machen können, ohne jede fremde Hilfe, denn sie waren ja jetzt revolutionär, frei, aufgeklärt. Was brauchten sie da noch zu lernen und zu erarbeiten?! Alle anderen Schichten der Stadt außer den Ar beitern litten natürlich furchtbar. Sie hassen die Bol- schewiki, können aber nicht gegen sie an und begnügen sich, ihnen jeden möglichen Hohn und Schabernack anzutun. Ich fand in einem bolschewistischen

Blatt ein „eingesandtes Gedicht", eine schwung volle „Hymne des Proletariats". Was die Zeitung aber nicht gemerkt hatte, das war, daß die Anfangs buchstaben der Verszeilen zusammen die Worte er gaben: Wir deutschen Spione und Provokateure! Das Auffälligste, was man aber in Petersburg sehen konnte, das war der russische Soldat. Man sagte, er sei die Stütze der Bolschewik!. Nur schien er eher ganz gleichgültig, der Politik und Revolution ebenso abgekehrt zu sein wie dem Krieg. Waffen los lungerten sie in der Stadt herum, und ihre ein zige Beschäftigung war — Verkauf von Kleidern und Wäsche. Reihenweise konnte man sie in den Neben

straßen stehen sehen, jeder einen Pack Röcke, Mäntel, Wäsche über dem Arm, Gott weiß woher gestohlen, meist wohl aus den Armeebeständen, und damit hielten sie richtigen Markt. Freilich waren sie auch die einzige Quelle, wo man noch Stiefel und Klei dung zu kaufen fand, und jeder Russe, der konnte, be sorgte sich bei ihnen wenigstens einen Soldaten mantel, den besten Schutz gegen Angriffe und Über fälle auf der Straße. Denn ein schöner Pelz in Peters burg war schon damals ein halbes Todesurteil!

150 Durch Finnland in die Heimat /Endlich kam auch der Tag, an dem meine letzte ^ Reiseetappe begann: Finnland. Es fängt sogleich hinter Petersburg an, und fast gleich war man in einer völlig anderen Welt. Kaum aus Petersburg heraus, hatte ich schon deutsche Heimatsgefühle. Überall Ordnung und Sauberkeit, gute Sitte und — Begeisterung für Deutschland. Schwerfällige, aber begeisterungs fähige Menschen wie bei uns. Die Finnen hoffen nur auf Deutschland. Es ist auch ihre politische Vernunft, der sie so lauten Ausdruck geben: Ein starkes Deutschland — ein schwaches Rußland — ein starkes, freies Finnland! Wir waren eine ganze Reisegesellschaft. Drei deutsche Zivilgefangene, zwei Balten, die in die deutsche Armee eintreten wollten — einer davon war russischer Offizier gewesen —, ein finnischer Student als Führer und ich. Wir fuhren mit der Bahn bis zur Endstation, Kupio bis Kajana, von da sechshundert Werst weit in drei Schlitten, immer durch verschneiten Wald, gefrorene Seen und Sümpfe, bis zwanzig Werst nördlich der Grenzstadt Torneo.

151

Lomes selbst wollte» wir vermeiden. In der Nacht zum 17. Dezember 1917, um drei Uhr morgens, verließen wir die Schlitten, kurz vor dem Grenzfluß, dem Torneo-Elf. Jetzt kam die Entscheidung. Sollten alle An, sirengungen, alle Leiden zweier schicksalsschwerer Jahre, sollte das alles vergebens gewesen sein? Jetzt hier am Scheidewege? Nein! Hier wurden die Nerven nochmals zu Stahl. In jeder Faust hatten wir eine gute Pistole. Da stehen russische Kasernen, dicht am Fluß die Posten, die mit den schärfsten Anweisungen versehen sind. Tscherkessen haben die Grenzsicherung, beste russische Soldaten. Hoher Schnee liegt; bitterste Kälte. Wir werfen die Pelze fort und kriechen auf allen vieren. Die anderen erstarren beim Warten auf das Ergebnis. Selbst nach dem Betreten des Flusses, im Mond schein, auf der weiten glatten Schneefiäche, kann die Kugel des von Natur mit Adleraugen ausgestatteten Tscherkessen, der ein ausgezeichneter Schütze ist, alles zunichte machen. Mit katzenartiger Behendigkeit, in atemlosen Sprüngen kommen wir vorwärts. Erneute lange Pause, wir sichern nach allen Seiten wie gehetztes Wild.

152

Neue Kraft zum nächsten Sprung gesammelt. Da fester Boden, neutrales Land, die Insel Tanvolansari. Ein Posten mit Pelzmütze! Ist es ein Russe oder Schwede? Nochmals Pistolen bereit! Doch freundliche Anrede des Postens behebt jeden letzten Zweifel. Es ist gelungen! Durch! Frei t Gerettet! Sechsundzwanzig Monate Gefangenschaft lagen abgetan hinter mir. In der Wachtstube wurden wir mit Kaffee und Gebäck bewirtet, morgens nach Karungi gebracht. Dann ging es weiter durch Schweden über Hapa- eanda, Stockholm, überall herzlichst aufgenommen, überall ein freier, selbstverantwortlicher, unbeküm merter Mensch. Niemand kann sich die Ausgelassen heit vorstellen, in der wir reisten. Denn alles, was in der Gefangenschaft in einem unterdrückt, gekränkt, gefesselt wurde, das mußte jetzt exzedieren — sonst wäre man explodiert! Aber ich sah und hörte nun nichts mehr, ich eilte weiter, nach Hause. Ein Halt nur in Saßnitz — man wollte mich verhaften! Schon wieder verhaf ten, auf deutscher Erde gar verhaften! ‚Jch hatte .152

153

doch schon genug davon. Die Balten, die nur auf meine Bürgschaft als aktiver Offizier in Stockholm Einreiseerlaubnis nach Deutschland erhalten hatte», ließ man glatt durch, ich aber war „verdächtig". Nun, auch das klarte sich bald auf, und so kam ich zurück nach Deutschland. Dort weit hinter mir aber, in der Erinnerung, liegt das finstere Rußland. Von diesem Rußland wollte ich erzählen, das so vielen deutschen Schick salen Folterkammer oder gar Grab geworden ist. Das finstere Rußland, an dem eine fürchterliche Schuld eine fürchterliche Sühne gefunden hat. Nur so habe ich es gesehen, nur davon konnte ich erzählen.